

Vorwort

Mit St. Petersburg und Karelien setzt sich die Spurensuche nach den Deutschen in Russland fort. Auf einer vierten Studien- und Begegnungsfahrt, veranstaltet von der Evangelischen Aussiedlerarbeit im Dekanat Ingolstadt, wurden nach Kasachstan, Sibirien und der Ukraine nun weitere Gebiete, diesmal im Nordwesten der ehemaligen Sowjetunion, erkundet.

Zur schönsten Zeit während der Periode der „weißen Nächte“, wenn es nie ganz dunkel wird, haben wir, eine kleine neunköpfige Reisegruppe aus Ingolstadt, die Fünf-Millionen-Stadt St. Petersburg besucht, die oft mit Venedig oder Amsterdam verglichen wird. Allein im Innenstadtbereich gibt es etwa 300 Brücken.

Während des Aufenthaltes dort lebten wir in Familien. Anschließend verbrachten wir eine weitere Woche - wieder in Familien - in Petrosawodsk (finnisch: Petroskoi), der Hauptstadt Kareliens.

Teilnehmer

Eigentlich sollte die Reisegruppe aus 10 Personen bestehen, aber Ursula Geis, die 2001 schon in Sibirien war, verstarb Ende März ganz plötzlich und völlig überraschend für uns alle. Ihr möchte ich dieses Tagebuch widmen.

Auf der Sibirien-Reise freundete sich Ursula mit Rosemarie Blöck an, die auch in St. Petersburg und Karelien mit dabei ist. Rosemarie ist noch gelegentlich in ihrem Beruf als Bankerin tätig. Sie hat zwei erwachsene Kinder und bezeichnet neben Lesen, die Zeit mit ihren Enkelkindern als eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Vor allem interessiert sie sich für die Menschen in Russland und freut sich auf die Begegnungen in den Familien.

Von Vorteil wird es dabei für sie sein, dass sie zusammen mit Olga Halter, unserer Dolmetscherin, in den Familien leben wird.

Aus gesundheitlichen Gründen musste Olga ihren Beruf als Ärztin aufgeben. Mit Bravour dolmetschte sie schon in Sibirien. In St. Petersburg freut sie sich auf das Wiedersehen mit einer alten Schulfreundin. Und natürlich möchte sie, die immer ein Single war, den „schönen Peter“ sehen.

Unverheiratet wie Olga ist auch Katharina Mutsch, die mit Olga und Rosemarie ein Wohntrio in den Familien bilden wird. Wie Olga aus Kasachstan - so kam sie vor vielen Jahren als Aussiedlerin aus dem Banat nach Deutschland. Zielstrebig bildete sie sich weiter. Und so arbeitet die gelernte technische Zeichnerin und Bauzeichnerin heute als Konstrukteurin. Beim tagespolitischen Zeitgeschehen interessiert sie der Nahe Osten besonders. Aber schon seit 25 Jahren hat die reiselustige Katharina den Wunsch, einmal die Ostseeperle St. Petersburg kennen zu lernen. Und sie träumt davon, einmal selbst das legendäre Bernsteinzimmer zu betreten, Kathedralen und Kirchen zu besuchen und in den weißen Nächten Kanäle und Parks zu erkunden.

Hannelore Kahner und Rosemarie Tschampa sind unterschiedliche Charaktere und doch haben beide viele Gemeinsamkeiten. Beide lassen ihre Ehemänner zu Hause, beide tanzen gerne mit besonderer Vorliebe Volkstänze aus aller Welt und beide haben erwachsene Kinder. Beide ziehen sich öfter mal mit einem guten Buch zurück und beide bezeichnen sich als neugierige Frauen. Beide erlernten kaufmännische Berufe. Rosemarie möchte die russischen Lebensverhältnisse besser verstehen lernen und Hannelore erhofft sich bereichernde Begegnungen. Es liegt nahe, dass die beiden zusammen Quartier beziehen.

Das gleiche gilt natürlich für Elke und Ulrich Weinhold. Sie sind Eltern dreier erwachsener Kinder. Elke hat früher als Sekretärin gearbeitet. Wenn sie nicht auf Reisen oder bei den Enkelkindern ist, genießt sie ihren Garten und die damit verbundene Arbeit. Sie kocht gerne und stellte das mit

einem köstlichen Zwiebelkuchen bei einem Vortreffen unter Beweis. In Russland möchte sie sich von der Landschaft beeindrucken lassen, den Menschen zuhören (sie liebt Sprachen) und deren Leben kennen lernen. Ihr Ehemann Ulrich war Ingenieur und Testpilot. Man sieht ihm an, dass er beim Sport nicht nur zuschaut. Gute Musik und gutes Essen sind ihm wichtig. Mit Spannung lässt er die neuen Eindrücke in Russland auf sich zukommen. Und: Er will seine Russischkenntnisse vertiefen. Er beteiligte sich an unserem Russischschnellkurs Raketa und belegte außerdem eine entsprechende Einheit in der VHS.

Wir, meine Frau Regine und ich, Helmut Küstenmacher, sind das zweite Ehepaar der Reisegruppe. Auch wir haben drei erwachsene Kinder und viel Freude mit Wnutschka und Wnuk (Enkeltochter und Enkelsohn). Regine arbeitete als Sekretärin und seit die Kinder groß sind ist sie ehrenamtlich als Tanzanleiterin und im Bereich der Erwachsenenbildung tätig. Die Menschen in Russland interessieren sie, ihre heutige Situation und Kultur. Regine freut sich auf Erlebnisse, die ihr niemand nehmen kann. Auch sie will ihre Russischkenntnisse vertiefen, und ich möchte das auch. Ich arbeite als Pfarrer für Aussiedlerarbeit. Besonders freue ich mich auf die Woche in Karelien. Ich hoffe, dass auch diese Reise die Tür zu den Menschen aus Russland, die sich langsam öffnet, etwas weiter auf tut.

Religion – Wirtschaft – Verkehr – Kultur - Geschichte

Mit dem Niedergang der Sowjetunion wurde nicht nur die russisch-orthodoxe Kirche von ihrer jahrzehntelangen Unterdrückung befreit. Viele Menschen wandten sich wieder offen den Religionsgemeinschaften zu. Auch die Katholiken, evangelische Denominationen und unterschiedlichste Sekten wurden wieder zugelassen. Dies hatte zur Folge, dass nun die russisch-orthodoxe Kirche einen gewissen religiösen Alleinvertretungsanspruch erhob. Sie fand bei

der Regierung auch teilweise Gehör dafür, und vor allem die Katholiken wurden und werden so einer neuen Unterdrückung ausgesetzt.

Im industriellen Bereich haben erstaunlicher Weise die Schiffsbauer, zumindest in St. Petersburg, ihre Bedeutung aufrecht erhalten können. Nach wie vor gibt es ebenso Betriebe auf dem Gebiet der Elektrotechnik und Eisenverarbeitung. Auch etliche Produktionsstätten der Textilindustrie, der Papierindustrie und einige Chemiewerke konnten sich behaupten. Gerade als ich diese Zeilen schreibe, gibt Bundeskanzler Schröder von St. Petersburg aus im Fernsehen ein Interview und spricht erwartungsvoll von der wachsenden russischen Wirtschaftskraft.

Nahezu 300.000 junge Menschen studieren heute an den 41 Hochschulen von St. Petersburg. Von den fast 60 Museen kann der normale Tourist nur einen Bruchteil besuchen. Weltberühmt ist das Russische Museum mit seinen über 315.000 Exponaten, das eine repräsentative Sammlung russischer Kunst bietet. Übertroffen wird es nur noch von der Eremitage, in der in über 350 Räumen fast 3 Millionen Kunstschätze ausgestellt sind.

In dreißig Theater- und Konzertsälen wird für ein breites kulturelles Angebot gesorgt. Besonders hervorzuheben sind hier das Puschkin-Theater (jetzt Alexandratheater) und das Kirow-Theater (jetzt Marientheater). Viele berühmte Ballette, viele russische Opern erlebten hier ihre Uraufführungen.

Am 16. Mai 1703 wurde der Grundstein von St. Petersburg gelegt. Unsere Reise findet somit unmittelbar nach den Feierlichkeiten zur 300-Jahr-Feier statt, zu der sich über 40 Staatspräsidenten aus aller Welt versammeln werden.



300 Jahre St. Petersburg

Die Stadt selbst und ihr Prunk wurde erbaut auf dem Rücken Hunderttausender von Leibeigenen, von denen viele ihr Leben ließen beim Bau dieser Stadt im sumpfigen Newa-Delta. Peter der Große wollte mit der Stadtgründung das Fenster nach Europa öffnen. Mit St. Petersburg erhielt er zudem einen ideal gelegenen Hafen. Anstelle von Moskau erklärte er im Jahr 1712 St. Petersburg zur Hauptstadt Russlands. Um diese Zeit entstanden am Rande der Stadt die berühmten Sommerresidenzen in Peterhof und in Puschkin. Katharina die Große setzte das Werk Peters fort.

1914 wurde St. Petersburg umbenannt in Petrograd, zehn Jahre später erhielt sie nach dem Tod von Lenin den Namen Leningrad. Ab 1918 war Moskau wieder die Hauptstadt. Von September 1941 bis Januar 1944 wurde Leningrad von den deutschen Truppen belagert. Mehr als eine Million Menschen kamen dabei ums Leben. 1991 erhielt die Stadt nach einer knappen Abstimmung in der Bevölkerung ihren alten Namen zurück.

St. Petersburg ist keine gewachsene Stadt, sie wurde aus dem Boden gestampft. In kurzer Zeit erlebte sie unterschiedliche Baustile: Frühbarock – Russischer Barock – Spätbarock – Klassizismus – Reifer Klassizismus – Alexandrinischer Klassizismus – Historismus – Jugendstil – Petersburger Moderne – Konstruktivismus – Stalinistischer Neoklassizismus.

John le Carre schreibt in seinem Roman „Das Russlandhaus“: „Keine andere Stadt ... verbirgt ihre Schande hinter so

vielen reizenden Fassaden oder wirft mit ihrem Lächeln so viele schreckliche Fragen auf. Wer betet in diesen verschlossenen, unwirklichen Kirchen? Und zu wessen Gott? ... Wo sonst auf der Welt hat soviel Barbarei sich derart schöne Denkmäler gesetzt ...“

Petrosawodsk

Auch Petrosawodsk verdankt seinen Namen und seine Entstehung Peter dem Großen. 1703 ließ er hier ein Eisenkanonenwerk erbauen. Um das Werk herum wuchs die Siedlung Petrosawodskaja Sloboda. Diese Siedlung wurde 1777 eine eigene Stadt, die heute etwa 300.000 Einwohner hat.

Bis zur großen Revolution war die Stadt ein Verbannungsort. 1918 wurde sie in die Sowjetmacht eingegliedert. 1923 schließlich wurde Karelien zu einer Teilrepublik der Sowjetunion ernannt und Petrosawodsk wurde deren Hauptstadt.

Die einst blühende Wirtschaft Kareliens liegt heute am Boden. Früher führend bei der Herstellung von Maschinen für die Holzbearbeitung und Papierindustrie, sowie in der Pelztierzucht, erlebten diese Arbeitsfelder nach der Perestrojka zumindest teilweise den Zusammenbruch. Sicher wird uns auf unserer Reise auch die Frage beschäftigen, ob der kurz zuvor angesprochene wirtschaftliche Aufschwung Russlands schon in Karelien angekommen ist.

Vorbereitung und Dank

Auch diese Reise wurde von langer Hand vorbereitet. Als besonders hilfreich erwiesen sich hierbei die Verbindungen, die Pfarrer Dr. Wenrich Slenczka für uns knüpfte. Jetzt Gemeindepfarrer in Manching, arbeitete er als theologischer Lehrer am Evangelischen Theologischen Seminar in Novosaratovka in St. Petersburg. Er vermittelte Kontakt zu Frau Jana Clement, der Sekretärin des Seminars. Sie wiederum charterte mit großer Selbstverständlichkeit

für uns einen Kleinbus und besorgte die Bahnfahrkarten für die Fahrt von St. Petersburg nach Petrosawodsk und zurück. Ebenso verdanken wir Pfarrer Slenczka die Vermittlung von Frau Dr. Tamara Tatsenko, die die Fäden zur St.-Petri-Gemeinde für uns knüpfte und die uns in St. Petersburg bei einer orientierenden Stadtrundfahrt begleitete.

Einen weiteren wesentlichen Schritt voran gebracht wurden die Vorbereitungen durch Frau Maria Zinsmeister aus Riedenburg. In den vergangenen zwölf Jahren hat sie, überwiegend in Eigeninitiative, mehrere Waisenhäuser und Heime für behinderte Kinder in und um St. Petersburg renoviert oder neu aufgebaut. Regino und ich werden bei ihrer Freundin Margareta Peskarewa, wohnen, die wir in Deutschland kennen lernten, und die bei der Besorgung der Quartiere behilflich war. Inga Telson, sowie Tanja und Inna danke ich für die Begleitung bei den Rundgängen in St. Petersburg. Überall da, wo bei den Vorbereitungen ein Dolmetscher benötigt wurde, sprang mein altbewährter Mitarbeiter Johannes Hörner ein. Er hatte uns persönlich beim Pilotprojekt Kasachstan im Jahre 1999 begleitet und 2002 selbständig eine Sibirienreise durchgeführt.

Dank auch an Frau Bärbel Mayer, die das Reisetagebuch abgeschrieben und somit in eine lesbare Form gebracht hat.

Auf Umwegen lernte ich in Finnland den Probst der Ingermanländischen Evangelisch-Lutherischen Kirche von Karelien, Pfarrer Reino Letonsaari kennen. Er stellte wiederum die Beziehung zu Frau Elvira Prokhorowa, der freundlichen Pfarramtssekretärin der evangelischen Gemeinde von Petrosawodsk her, die das komplette Petrosawodsk-Programm organisierte.

Allen diesen Menschen möchte ich danken für ihre freundliche und selbstlose Hilfsbereitschaft. Ohne diese Hilfsbereitschaft hätte unsere Reise nicht stattfinden können.

Erwähnen möchte ich hier auch noch Frau Malik vom Reisebüro Demund-Reisen in Crailsheim. Sie kümmerte sich im turbulenten Jubiläumsjahr um die reibungslose Besorgung der Flugscheine. Nina Romanenko, unsere Russischlehrerin, erweiterte unsere Russisch-Kenntnisse und übersetzte die Informationen über Petrosawodsk ins Deutsche. Herr Professor Dr. Walter, der eine unserer Gruppen in Moskau begleitet hatte, informierte uns in einem unserer Vortreffen über die wirtschaftliche Lage Kareliens zu Zeiten der Sowjetunion und heute.

Dank an Frau Anna Kudrik. Sie ist die Sekretärin des katholischen theologischen Seminars in St. Petersburg. Eines unserer Quartiere war ausgefallen, das heißt wir konnten die Wohnungsinhaberin nicht erreichen. Wir riefen bei Frau Kudrik an und fragten, ob sie uns helfen könnte. Spontan lud sie Hannelore und Rosemarie T. ein, bei ihr zu wohnen.

Freitag, 6. Juni 2003

Das hochsommerliche Wetter in Deutschland hält noch an. Unsere Wohnungsprobleme in St. Petersburg setzen sich fort. Zum Glück telefoniere ich nochmals mit Margareta Peskarewa, unserer Gastgeberin und erfahre, dass eine Vermieterin einen Rückzieher gemacht hat und ihre Wohnung doch nicht zur Verfügung steht. Aber Margareta hat schon Ersatz gefunden bei Frau Berdowa in der Bolschewikowstraße im zwölften Stock, 20 Metrominuten vom Zentrum entfernt. Außerdem hat Jana Clement bei ihr angerufen und mitgeteilt, dass sich die Abfahrt nach Petrosawodsk verschiebt und wir erst um 0.40 Uhr von St. Petersburg losfahren können.

Mit dem Förderkreisbus bzw. mit dem Flughafenzubringerbus erreichen alle Neune den Flughafen München Franz-Josef-Strauß, wo problemlos eingeecheckt wird. Bei Pulkovo-Air sind 30 kg Gepäck zugelassen.

Mit einer dreiviertel Stunde Verspätung beginnt das Reiseabenteuer. Die Tupolew 154 erweist sich als das engste Flugzeug, das ich je erlebt habe. Schon beim Einsteigen muss man den Kopf einziehen. Der Abstand zwischen der Rückenlehne des Vordermannes und dem eigenen Sitz beträgt knapp dreißig Zentimeter. Dafür ist das Essen vorzüglich. Die Verspätung erhöht sich auf eine Stunde nach der geplanten Landezeit. Kurz vor Mitternacht setzt die alte TU sicher auf. Der Himmel ist bedeckt, die Außentemperatur liegt bei zwölf Grad.

Das Ausfüllen der Zollerklärung erweist sich als überflüssig, denn dieses Papier wird überhaupt nicht kontrolliert. Am Ausgang wartet schon Oleg, unser Chauffeur. Er hat außer einem komfortablen Mercedes-Bus mit 17 Sitzplätzen noch einen Extra-Gepäckbus dabei. Nach kurzem Suchen findet Oleg den Kosmonavtov-Prospekt, wo Regine und ich bei Margareta wohnen. Ihre Nachbarin Marina beherbergt Olga, Rosemarie B. und Katharina. Auch die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden sicher zu den vorgesehenen Quartieren gebracht.

Samstag, 7. Juni 2003

Die Nacht war kurz. Aber die meisten unserer Gruppe haben gut geschlafen. Der Bus sammelt die Schläfer am Vormittag so ein, wie er sie in der Nacht abgeliefert hatte. Eine gute Stunde braucht er für diese Sammeltour.

Dr. Tamara Tatsenko, Historikerin, die deutsche Geschichte am theologischen Seminar der ELKRAS (Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland und Asien) unterrichtet, erwartet uns vor der evangelischen St. Petri Kirche. Bei einer ersten orientierenden Stadtrundfahrt zeigt sie uns, bei zunächst bedecktem Wetter, die Höhepunkte der Ostseestadt.

Nach einem Geschichtsüberblick in Kurzfassung, der hauptsächlich von den unter-

schiedlichen Besitzern erzählt, bummelt der Bus durch das am Samstag angenehm verkehrsberuhigte Zentrum. Nur in Stichworten können hier die einzelnen Stationen wiedergegeben werden.

Börse – Wassilij-Insel – viele wissenschaftliche Institute – Puschkinsches Haus (Haus der Literatur) – Kunstkammer, Akademie der Wissenschaften, zwölf Kollegien, Menschikow-Palast, monumentale Isaaks-Kathedrale, Admiralität, Palastuferstraße, Moschee (u. a. von den muslimischen Tataren genutzt und mit saudischer Hilfe renoviert).

Immer wieder weist Frau Tatsenko betont auf die Weitläufigkeit von St. Petersburg hin und meint, dass ihre Stadt als Paris im Großformat bezeichnet wird. Wir müssen ihr Recht geben. Was uns allen auffällt ist die großzügige Weite der Straßen und Plätze. Die Stichworte setzen sich fort: Sommergarten, Blutkirche, Ingenieursschloss, Platz der Künste, Russisches Museum, Völkerkundemuseum.

Das Problem, so meint Frau Tatsenko, seien die „Potemkinschen Dörfer“. Nur die Fassaden sind restauriert. Als besonders malerisch erweisen sich die romantischen kleinen Flüsse, z. B. die Fontanka, die Moika und die verbindenden Kanäle, z. B. der Katharinenkanal, die der Stadt ihre besondere Prägung geben.

Tamara Tatsenko geht auch bereitwillig auf unsere Fragen ein und erzählt, dass viele der angeworbenen deutschen Künstler und Handwerker russische Ehepartner nahmen und damit gezwungen waren zur orthodoxen Kirche überzutreten.

Vom Ufer der hier 650 m breiten Newa aus eröffnet sich ein faszinierender Blick auf die Peter-Paul-Festung. Besonders attraktiv ist das eiserne Gitter des Sommergartens. Die Fotomotive nehmen kein Ende und die Entscheidung der Bildwahl ist nicht leicht, zudem mittlerweile auch noch die Sonne durch die Wolkendecke bricht. Obwohl wir



Isaakskathedrale



Peter der Große



Schlossplatz vor dem Katharinenpalast



Gribojedow-Kanal

in der Reisehochzeit unterwegs sind, hält sich der Tourismusrummel in Grenzen. Natürlich sind etliche Reisegruppen unterwegs, spazieren durch den Park und Souvenrhändler versuchen von Ständen aus oder direkt auf der Straße auf die Kunden zuzugehen, um ins Geschäft zu kommen. Aber auf den riesigen Flächen bilden sie alle eher unscheinbare Farbtupfer und die Fülle der Sehenswürdigkeiten ist so überwältigend, dass die Besucher sich zwangsläufig verteilen müssen.

Die Stadtrundfahrt setzt sich fort und wieder sind nur Andeutungen möglich. Hinter einer der prächtigen Uferstraßen erhebt sich scheußlich und monumental das überdimensionale KGB-Gebäude. Der sowjetische Geheimdienst sei zwar aufgelöst, meint Tamara, aber unter anderem Namen wirke er weiter. Die nächsten Stationen sind: Das Panzerschiff Aurora, die Petrograder Insel, die Marinekadettenanstalt, das Smolny-Kloster (Smolny = Teer), das nie ein Kloster, sondern ein Lehrinstitut für adelige Mädchen war.

Neben den Gebäuden sind es die Menschen, die unsere Blicke anziehen: Eine Nonne am Straßenrand, die den Passanten stumm eine Ikone entgegenstreckt und damit um eine Spende, vielleicht für die Renovierung eines Klosters, bittet.

Diese Art der Bettelei sei, so meint unsere Führerin, vor allem eine Übung der Demut. Auch die zerlumpte jüngere Frau, die in den Abfallkörben nach Essensresten sucht, kann nicht einfach übersehen werden.

Wir queren den Newski-Prospekt, der auch Straße der Toleranz genannt wird, weil es an ihm so viele Kirchen unterschiedlicher Konfessionen gibt. Darunter befinden sich fünf evangelische Kirchen aus Deutschland, Schweden, Finnland, Holland und Frankreich.

Vorbei am Moskauer Bahnhof geht es zur Anitschkow-Brücke, mit den ehernen Statuen der vier Pferdebandiger. Und weiter: ein Denkmal für Katharina die Große mit ihren Liebhabern und Günstlingen, die Na-

tionalbibliothek, das Hotel Europa, die katholische St. Katharinen-Kirche und die Kasaner Kathedrale, die eher einer antiken Triumphhalle ähnelt.



Vorbei am Michailowski-Garten geht es über den belebten Theaterplatz zur Nikolauskirche, in der heute das Museum für Arktis und Antarktis untergebracht ist. Es folgt ein Besuch im romantischen Heumarktviertel, in dem z. B. Dostojweskis Romanhelden, aus „Schuld und Sühne“ lebten, und wo bis heute noch kaum irgendein Gebäude renoviert wurde.

Auffällig sind die strahlenförmig angelegten Straßen, die die Blicke immer wieder auf die markante Goldspitze der Admiralität richten. Noch auffälliger natürlich sind die Auferstehungs- oder Erlöserkirche am Gribojedow-Kanal, die im Volksmund auch Blutkirche genannt wird, weil sie von Alexander III an der Stelle errichtet wurde, an der sein Vater einem Attentat zum Opfer fiel. Die Kirche ist ein Sakralbau im altrussischen Stil, wurde in den Jahren 1883 – 1907 errichtet und der Basilius-Kathedrale in Moskau nachempfunden. Auf mich wirkt sie irgendwie überdimensioniert und meinem Empfinden nach fehlt ihr die spirituelle Ausstrahlung.

Vor dem Marientheater warten wir eine viertel Stunde lang auf unsere nächste Führerin, Frau Inga Telson, bis sich herausstellt, dass sie längst neben uns steht und auf uns wartet. Mit ihr erkunden wir zu Fuß einige der vorgenannten Sehenswürdigkeiten etwas ausführlicher. Vorher jedoch spendiert die Gruppenkasse ein vor



Erlöserkirche („Blutkirche“)



Rossistraße

zügliches Menü in dem armenischen Lokal Nairi, in der Dekrabristenstr. Nr. 6. Es gibt einen Salat, Fladenbrot, eine exotische Bohnenpastete mit viel Knoblauch, Reisuppe mit leckeren Fleischklößchen und Schaschlik mit Kartoffeln.

So gestärkt lässt sich die kilometerlange Erkundungstour ertragen. Am ehernen Reiter, einem Denkmal für den Begründer der Stadt, Peter den Großen, treffen wir auf die an solchen Stätten in Russland unvermeidlichen Brautpaare. Mich beeindruckt am meisten das Stehen und Staunen auf dem Schlossplatz mit der imposanten Alexandersäule, die vom Winterpalais (Eremitage), dem Generalstabsgebäude, einem Seitenflügel der Admiralität und einem Gebäude der Garderegimenter umgeben wird.

Beim Opern- und Ballettheater erstehen unsere praktisch veranlagten Frauen gleich die Karten für eine Nußkacker-Ballettvorstellung am Montag Abend. Touristen bezahlen zehnmal mehr für eine Eintrittskarten als Einheimische. Dann wird die Blutkirche einmal umrundet. Auf dem Newski-Prospekt bewundere ich einen Feuerfackeljongleur und die Porträtmaler, während Regine ein Glas Honig kauft. Die Toiletten in der St. Petrikerkirche werden aufgesucht und bei einer Tasse Tschai gibt es eine kleine Verschnaufpause.

Beim Weitergehen erfolgt auch die erste Kontaktaufnahme mit dem Bootsvermieter für die morgen geplante Bootsfahrt. Langsam werden uns die Beine schwer, aber Inga führt uns noch in die Rossistraße, um das Schulbeispiel vollendeter Proportionen vorzuführen. Die Straße ist 220 Meter lang, 22 Meter breit und die Häuser sind 22 Meter hoch.

Die geplante Zeit für den Rundgang ist mittlerweile um drei Stunden überzogen und so ist es bereits 20 Uhr als die Gruppe noch einmal beim armenischen Wirt einkehrt. Es wird armenischer Schinken serviert, Wurst und Käse, während im Hinter-

grund im Fernsehen das WM-Qualifikationsspiel Armenien gegen Ukraine läuft. Besonders gelobt wird die nachträglich bestellte Soljanka und das süffige Baltika-Bier.

Auf der Heimfahrt mit dem Trolleybus sorgt die Schaffnerin durch eine nicht ganz richtige Auskunft für eine zusätzliche Wandereinheit. Die Metro ist baugleich mit der von Moskau und Novosibirsk. Sie ist ebenso schnell, ebenso laut und ebenso sauber. Für den Fußweg von der Metrostation Park-Pobedy nach Hause brauchen die erschöpften Wanderer eine halbe Stunde und es fängt auch noch an zu regnen. So ist es schließlich fast 23 Uhr bis wir wieder bei Margareta Pekarjewa in der Kosmonautenstraße sind und kurz die Erlebnisse eines erfüllten Tages weitergeben.

Der erste Eindruck von St. Petersburg ist so ganz anders als die Vorstellungen, die durch Literatur, Erzählungen und Bilder in meinem Kopf sind. Trotz entsprechender Vorbereitung war ich nicht auf eine derartige Weite gefasst, und die Fülle an faszinierenden Bauwerken, Denkmälern und Kunstschatzen hatte ich so auch nicht erwartet.

Und die Menschen? Ist es nur Einbildung oder ist es tatsächlich so, wie ich es empfinde: sie wirken auf mich – verglichen mit den Erinnerungen an Moskau, Kasachstan, Sibirien und die Ukraine – eher gelassener und weniger auf äußere Wirkung bedacht.

Sonntag, 8. Juni 2003

Nach dem anstrengenden Wandertag bleibt genügend Zeit für einen erholsamen Schlaf. Margareta serviert zum Frühstück heiße Würstchen mit Erbsen, eine typische russische Frühstücksspezialität.

Heute morgen sind wir klüger und lassen uns von dem Marsch-Rout-Taxi 171 für 10 Rubel zur Metrostation Park-Pobedy (Siegespark) bringen. Eine Mitfahrerin folgt interessiert dem Geschnatter der deut-

schen Fahrgäste und offenbart später, dass sie seit zehn Jahren in Berlin lebt und arbeitet.

Pünktlich um halb elf kommen wir zur Kirche. Der Gottesdienst findet im Kirchensaal der St. Petrikerkirche statt. An den Stahlrohremporen ist noch zu erkennen, dass hier zu Sowjetzeiten ein Schwimmbad untergebracht war.

Probst Achenbach zieht mit den siebzehn, meist erwachsenen, Konfirmanden in die Kirche ein, in der etwa weitere hundert Besucher und ein Chor in schwarzen Talaren anwesend sind. Die uns nicht so vertraute Liturgie, die langen Pfingstlesungen, die auch noch ins Russische übersetzt werden und stehend ertragen werden müssen, lassen so gar keinen pfingstlichen Funken überspringen.

Beim Sündenbekenntnis, das die Gemeinde mitsprechen soll, ist nur der Pastor zu hören. Gesänglich schön und präsent ist der Chor, der u. a. das Halleluja von Händel darbietet. Störend ist das für eine evangelische Kirche ungewohnte Kommen und Gehen der Gottesdienstbesucher.

Die Einsegnung der Konfirmanden (14 Mädchen und Frauen und 3 Männer – darunter 3 Ehepaare) vollzieht sich recht eintönig und langatmig. Ebenso monoton empfinden wir die extrem langsam gesungenen Lieder und die gut ausgearbeitete aber trockene und mit historischen Informationen gespickte Predigt. Probst Achenbach spricht über die Geburtsstunde der Kirche und fragt: „Wem können wir vertrauen? Auf wen können wir uns berufen?“ Die Antwort: „Du bist Christus, der Sohn Gottes.“ Theologisch ist das alles ganz richtig, was der Probst predigt. Aber er spricht nur ganz am Schluss seine Zuhörer, die Konfirmanden und die Gemeinde direkt an, die dennoch aufmerksam und geduldig zuhören.

Zweieinhalb Stunden dauert dieser Gottesdienst. Auch Wassilij ist gekommen, der

uns in Irkutsk als Reiseführer begleitete und dem ich zwei Paar Schuhe für seine Kinder übergebe, die mir ein „Sibirienfahrer“-Ehepaar mitgegeben hat. Inzwischen ist auch Inna eingetroffen. Wir lernten sie in Ingolstadt kennen, wo sie ein Jahr lang als Aupair-Mädchen arbeitete und uns Russischunterricht gab.



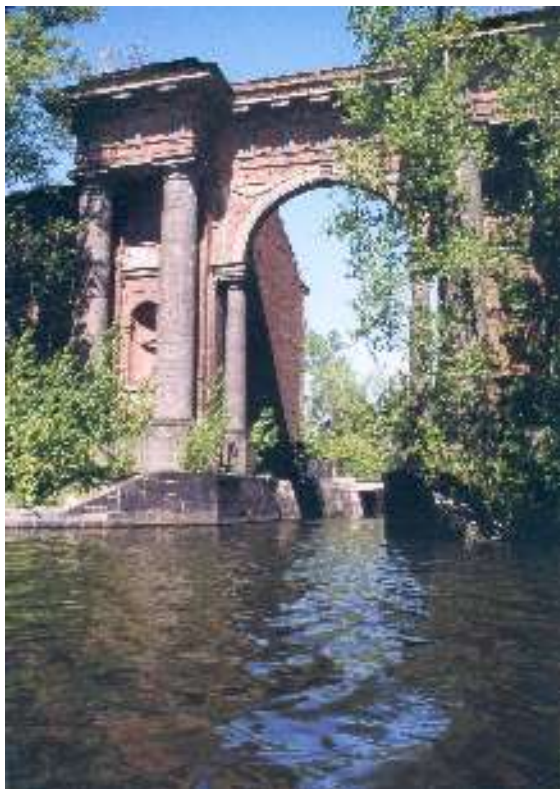
Evang.-Luth. St. Petrikerkirche

Kurz erzählt sie ihre Geschichte: Nach dem Aufenthalt in Deutschland kehrte sie zurück in ihre Heimatstadt Rostow am Don. Sie beendete ihr Deutschstudium, fand aber in Rostow keine Arbeit. So zog sie nach Moskau, wo sie in der russischen Filiale des Burda-Verlags eine Anstellung fand. Hier verdiente sie 2000 Dollar im Jahr und war auch kranken- und rentenversichert. Aber das Geld reichte der mittlerweile 23-jährigen nicht, weil sie damit auch noch ihre Eltern und die Schwester unterstützen musste. Außerdem war ihr die Arbeit im Büro zu eintönig. So heuerte sie als Bürokräftin auf einem Schiff, der „Leonid Krasin“ an, das von Mai bis September Touristen von Moskau über St. Petersburg nach Karelien bringt. Die Bezahlung auf dem Schiff sei gut, meint Inna, aber die über hundert Angestellten dort würden alle schwarz arbeiten. Keiner einziger sei in irgendeiner Form versichert. „Wenn ich krank werde, hilft mir niemand. Ich muss dann alle Kosten selbst tragen und meine Arbeit aufgeben.“

Auch Tanja ist bei der St. Petrikerkirche eingetroffen. Die 17-jährige Schülerin soll uns heute begleiten. Sie besucht seit fünf Jahren eine Schule, deren Schwerpunkt im

Bereich der Musik liegt. Tanjas Hauptfach ist Klavier. Nächstes Jahr beendet sie diese Schule und dann will sie nochmals etwa fünf Jahre auf einem Konservatorium studieren. Mit einer kleinen Musikgruppe war sie bereits vor zwei Jahren in Deutschland zu Konzertauftritten, u. a. auch in Riedenburg bei Frau Zinsmeister. Bei unserer Gastgeberin Margareta nimmt sie privaten Deutschunterricht, aber sie tut sich doch noch recht schwer mit der fremden Sprache.

Heute, am Sonntag, quillt der Newskij-Prospekt über vor flanierenden Touristen und Einheimischen. Die Suche nach einem Ausflugsboot gestaltet sich gar nicht so einfach. Beim ersten Anleger kommen wir zu spät, das Boot ist schon fast voll besetzt und das nächste startet erst um 15 Uhr. Also wechseln wir auf die andere Uferseite, wo ich bereits gestern bei einem kleineren Boot nachfragte. Wir haben Glück. Das Boot ist frei und für unsere Gruppe gerade richtig. Alle neun samt Inna und Tanja finden Platz auf der halbrunden Bank im Cockpit, hinter der hölzernen Kabine. Konstantin, der lässige Kapitän, im dunkelblauen Fleeceanzug, legt gekonnt ab und gekonnt übersetzt Inna seine köstlichen St. Petersburg-Kommentare.



Die Sonne strahlt bei angenehmen 18 Grad. Besser hätten wir es nicht treffen können. Aus der Schiffsperspektive bietet sich die Stadt noch attraktiver dar und nach jeder Brückendurchfahrt erschließen sich neue Aussichten. Die meisten der Baulichkeiten, die passiert werden, sind uns nun schon vertraut und erscheinen dennoch in einem ganz neuen Licht. Die Rückseite des Marientheaters, die bei den Renovierungsarbeiten für die 300-Jahrfeier offensichtlich vernachlässigt wurde, muss früher wohl prächtiger ausgesehen haben, denn damals galt es als besonders vornehm, mit dem Schiff zum Theater zu fahren.

Ob sie denn im Hintergrund das berühmte moderne Kunstwerk, den schlafenden Elefanten sehen würden, fragt der Kapitän die bayrischen Touristen. Aber die haben zu wenig Vorstellungskraft. Schließlich weist er auf vier Fabriksschlote hin, die sich hinter einer Häuserwand in den Himmel recken. Und mit viel Phantasie lässt sich tatsächlich ein Dickhäuter ausmachen, der seine Gliedmaßen in die Höhe streckt. An seiner Rückseite ist auch das Generalstabsgebäude nicht als solches zu erkennen und niemand würde von dem romantischen Flussblick aus vermuten, dass sich an der Vorderseite dieses Gebäudes ein derart großer Platz ausbreitet.

Auch die frühere Funktion eines geduckten Arkadenganges am Ufer eines Kanals erklärt der Steuermann: „Hier war der Sklavenmarkt, auf dem noch vor etwa 200 Jahren Menschen verkauft wurden. Eine Frau, die nähen und stricken konnte, erzielte immerhin 300 Rubel, ein Bauarbeiter brachte es nur auf 60.“

Mittlerweile ist auch der etwa zehnjährige Sohn des Schiffsführers aus der Kajüte an Deck gekommen und freut sich über die Kaugummis, die ihm zugesteckt werden. Nicht zu übersehen ist, dass sich etliche Gebäude in baulich katastrophalem Zustand befinden. So beispielsweise ein unförmiges graues Monstrum aus der Stalin-



Peter-Paul-Festung



**Von links: Helmut, Inna, Tanja, Hannelore, Katharina, Rosemarie B., Rosemarie T., Elke, Regine, Ulli
ära mit heroischen Sowjetgestalten am
Sims, das auf dem Gelände einer geschleif-**

ten Kirche errichtet wurde. Da und dort sieht man auch den Rohbau eines Investors, dem wohl das Geld ausgegangen ist. In einem dieser Bauwerke haben in den oberen Stockwerken bereits junge Birken ausgetrieben.

Auch über die Namenswandlungen und Namensbedeutungen werden wir aufgeklärt. Die Liederbrücke verdankt ihren Namen einer nahegelegenen Kapelle, aus der man den Gesang der Gemeinde hören konnte, wenn man auf dieser Brücke stand. Und der Sinn der Kussbrücke muss wohl nicht hinterfragt werden.

Schließlich findet das Boot den Weg auf die offene Newa, die hier immerhin einen Kilometer breit ist. Inna muss wieder zur Arbeit auf ihr Schiff und wird am Landesteg der Peter-Paul-Festung abgesetzt. Wir fahren zurück in die Fontanka und verlassen nach zweistündiger Fahrt das kleine Boot. 3000 Rubel, etwa 80 Euro, waren für dieses Vergnügen sicher nicht zu viel.

Die Preise im Mama Roma, wo wir eine Kleinigkeit essen wollen, sind in gesalzenen Dollars ausgezeichnet. Fluchtartig wird die Pizzeria verlassen. Regine kauft Piroshkis und süße Gebäckteile, die vor der St. Petri-Kirche gerecht verteilt und verzehrt werden. Mit der Metro wird dann die Newa unterquert.

Die Peter-Paul-Festung ist nächstes touristisches Highlight der Stadtbesichtigung. Von der Festungsmauer aus hat man einen wirklich echten Panoramablick auf die Newa und die etwa 60 bedeutendsten Bauten, die auch alle auf einer breiten Übersichtskarte aufgelistet sind. Auf weiteren großflächigen Tafeln sind Fotoimpressionen eindrücklich ausgestellt. Die ersten sonnenhungrigen Petersburger haben sich auch schon am Newaufer entlang der Festungsmauer ausgebreitet. Wir werfen noch einen Blick auf das neue und moderne Denkmal Peters des Großen. Der Zar ist in natürlicher Größe auf einem Stuhl sitzend dargestellt. Sein Kopf wirkt oder ist (?)

viel zu klein, die spinnenartigen, knochigen Gichtfinger sind von den vielen Berührungen der Touristen blankpoliert. Viele Petersburger wollen ihren Zar nicht so sehen. Sie lehnen die Bronzefigur radikal ab. Andere scheinen sie zu verehren.

Dann wird die Begräbniskirche des Zaren umrundet und vorbei an der blauen Moschee schlendern wir zurück durch den Park zur Metrostation Gorkowskaja. Wir verabschieden Tanja und nehmen noch einmal Platz im armenischen Lokal Nairi, wo dieses Mal Borschtsch und dann gekochter Fisch serviert werden. Rosemarie T. bekommt das Bier wieder im Plastikbecher und die aufmerksame Chefin hat bei Elkes Salat wegen deren Allergie die Gurken weggelassen. Einige leisten sich neben Tee und Kaffee auch noch einen winzigkleinen Wodka. Regine verteilt die letzten Kuchenreste. Wieder wird es später als geplant und da der Himmel ganz klar ist, kommen wir auch erstmals in den Genuss einer wirklich weißen Nacht.

Montag, 9. Juni 2003

Der Bus veranstaltet noch einmal eine Sammeltour. Bevor das Haus „Vera“, ein Heim für Straßenkinder angesteuert wird, ist ein Halt bei der Firma Sewernaja Stoli-za wegen der behördlichen Anmeldung notwendig. Dieses Unternehmen residiert in einem auffälligen Altbau, es ist zehn Uhr und niemand ist da. Öffnungszeiten sind nicht angegeben. Um halb elf schließlich taucht der „Generaldirektor“, wie er sich nennt, mit seiner Mannschaft, vier jungen Sekretärinnen, auf. Alle geben sich sehr wichtig und uns wird mitgeteilt, dass ab 1. Januar neue Gesetze gelten und das deshalb die Anmeldegebühr statt zehn Euro nun dreißig Euro pro Person betrage. Olga reagiert empört und ich muss auch meinen Ärger loswerden, aber der Mann lässt den Chef raushängen und setzt noch eins drauf: Er müsse die Pässe zur „Bearbeitung“ einen Tag behalten. Morgen könnten wir sie abholen. Was bleibt anderes übrig und in den saueren Apfel zu bei-

Ben. Auf diese Weise haben wir zwei Stunden vertan und treffen mit erheblicher Verspätung bei Gregorij, dem Leiter des Hauses „Vera“ ein. Er erwartet uns schon. Gregorij ist ein Gemütsmensch, handfest, zupackend, Vater von zwei erwachsenen Kindern und stolzer Opa. Die Heimkinder, die ihn fast alle Papa nennen, sind derzeit in einem Erholungslager oder bei Fortbildungsmaßnahmen. So hat Gregorij die Gelegenheit, das Haus mit seinen Mitarbeitern zu renovieren und er hat Zeit für uns.

Gregorij betreut in dem Haus, das am 31.01.1997 gegründet wurde, insgesamt 72 Kinder. Davon sind 36 stationär hier im Haus in der Regel für die Dauer eines Jahres untergebracht. Sechs Kinder leben nur tagsüber hier. Fünf Kinder konnten in Pflegefamilien vermittelt werden. 25 Kinder werden draußen ambulant begleitet.

Zwei Drittel der Kinder, im Alter von etwa 4 – 18 Jahren, sind Jungen, ein Drittel sind Mädchen. Sie werden von insgesamt 32 Mitarbeitern betreut. Jedes Kind hat einen eigenen, ihm zugeordneten Sozialarbeiter, der normalerweise nicht mehr als sieben solcher Kinder hat. Gregorij's Frau ist Logopädin, hat aber mit dem Klientel ihres Mannes nichts zu tun. Sie hat eine eigene Praxis und findet ihre Patienten eher in der Oberschicht von St. Petersburg. 80 % der Kinder, die ins Haus „Vera“ gebracht werden, sind obdachlos, zehn Prozent wissen nicht wo und / oder ob ihre Eltern leben. Der Rest hat zwar Eltern, die aber nicht in der Lage sind, ihre Kinder selbst zu versorgen.

Die Aufgabe des Heimleiters ist es, in dem Jahr, in dem die Kinder bei ihm sind, eine Schule zu finden, in der seine Zöglinge das Versäumte nachholen können. Außerdem vermittelt er Reha-Maßnahmen, wenn andere Defizite festgestellt werden. Diese Maßnahmen beginnen bereits auf recht einfache Weise im Haus „Vera“ selbst. Beispielsweise lernen die Kinder unter Anleitung Bilder ihrer Stadt St. Petersburg zu malen. Erst zeichnen sie mit schwarzer

Farbe die Konturen, dann wird das Bild koloriert, auch um die Erfahrung zu machen, dass das Leben nicht dunkel ist.

Mit diesen Maßnahmen und bei der Betreuung der Kinder werden auch Psychologen und Ärzte zu Rate gezogen. Nach der Entlassung aus dem Heim werden die Kinder noch ein Jahr am langen Zügel nachbetreut. Natürlich gibt es auch Kinder, die wieder auf der Straße landen.

Mit anderen entsprechenden Organisationen oder Heimen ist Gregorij in ständigem Austausch. Sein Haus verstehe er als große Familie und man kann ihm abspüren, dass er das ernst meint. Als besonders schwierig empfindet er für die Zöglinge die ersten zehn Tage der Aufnahme. Da werden sie praktisch Tag und Nacht begleitet. Alle Kinder müssen, je nach ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten, im Haus mitarbeiten, weshalb es dort kein Putzpersonal gibt.

Während unserer Gespräche werden wir nach guter russischer Sitte bewirtet. Es gibt Dosenwürstchen mit Erbsen, Brot und Tee und die unvermeidlichen Konfettis (Bonbons).

Gregorij sagt, dass er natürlich auf die Frage nach Drogen vorbereitet war, aber dass auch er dieser Frage hilf- und machtlos gegenüber steht. Soweit er das beurteilen kann, sind derzeit acht seiner Klienten abhängig, einer kam vom Gift weg. Ein Problem im Umgang mit Drogenabhängigen sieht er im fehlenden oder unqualifizierten Personal. Mit Broschüren, so meint er, sei keine Lösung zu erzielen. In Jaroslavl gibt es einen Priester, der sich in besonderer Weise der Drogenkranken annimmt und mit dem er Kontakt hält. Insgesamt leben in St. Petersburg etwa 700 Kinder ohne Dach über dem Kopf und ohne Eltern auf der Straße. Die Zahl der Kinder, die nicht betreut werden, liege wesentlich höher, etwa bei 1500.

Nach dem Gespräch führt uns dieser überzeugend und authentisch wirkende Mann durch das Haus. Freilich können wir nicht



Im Kinderheim „Vera“ mit Direktor Grigorij

hinter die Fassade blicken. Die Zimmer sind eng und spartanisch eingerichtet. Bis zu acht Kinder sind in einer Art Doppelzimmer untergebracht. Es gibt einen kleinen Aufenthaltsraum, eine sehr beengte Küche und im Büro des Direktors hängen die zehn einfachen aber deutlichen Regeln der Hausordnung. Wir überreichen unsere bescheidene Spende, sowie die aus Deutschland mitgebrachten Geschenke für die Kinder: Spielzeug, Stofftiere, Zahnbürsten, Malstifte, Kugelschreiber usw. Freundlich, wie wir empfangen wurden, werden wir verabschiedet. Ein Mitarbeiter des Leiters begleitet uns noch zum nächsten Marschrou-Bus Richtung Newski-Prospekt. Dort teilt sich die Gruppe auf.

Regine kauft mit Uli, Elke und Rosemarie B. das Geburtstagsgeschenk für die andere Rosemarie. Dann geht es zumindest für einen Teil der Gruppe „zurück nach Hause“. Wir wollen uns vor dem Ballettbesuch noch ein wenig erholen. Margareta empfängt uns wie immer überschwenglich und serviert uns gleich einen heißen Tee und

eine kleine Brotzeit. Wir allerdings fallen erst einmal für eine gute halbe Stunde in den längst verdienten Tiefschlaf. Margareta zeigt sich danach hochbegeistert von Regines und Rosemaries festlicher Gewandung und wünscht uns einen guten Abend. Trotz der Festkleider verzichten wir nicht auf den Rumpel-Marschrou-Bus und die Metro.

Auf dem Fußweg zum kleinen Opern- und Ballett-Theater fängt es an zu regnen. Fünf vor sieben sind wir im Theater und nehmen unsere Plätze im 2. Rang ein. Auf dem Programm steht der Nussknacker, ein Ballett-Klassiker von Tschaikowsky. Das Theater, das nach meiner Schätzung etwa 700 Besucher fasst, ist voll besetzt. Der Personalaufwand ist enorm. Dem Orchester gehören gut 50 Musiker an, die gleiche Anzahl zähle ich bei den Tänzerinnen und Tänzer. Und die geben wirklich ihr Bestes. Immer wieder unterbrechen vor allem die begeisterten russischen Zuschauer die Musik mit heftigem Applaus, was natürlich den Gesamteindruck stört. Am Schluss,

als die Primaballerina auftritt wird auch das Fotografierverbot aufgelöst. Aus allen Ecken und Enden leuchten die Blitze. Geradezu artistisch ist die Darbietung des Nussknackers, der von einem äußerst muskulösen, verhältnismäßig kleinen und scheinbar unproportionierten Tänzer gespielt wird.

In der Pause fällt auf, wie viele kleine Kinder von ihren Eltern zu der Vorstellung mitgenommen worden sind. Ein Mädchen im Rüschenkleid springt durch das Foyer und versucht einige der Sprünge, die sie gesehen hat, nachzumachen. Olga, hat ihre alte Schulfreundin Tamara, die sie hier besucht und die bei den Stadtwerken (Energetika) arbeitet, mitgebracht. Alle sind hochzufrieden mit diesem gelungenen Abend und irgend jemand sagt: „Ich habe das Gefühl, jeden Moment könnte der Zar auftauchen.“ Auch im zweiten Teil der Ballettaufführung bietet die Gruppe ein wahres Kaleidoskop unterschiedlicher Tänze, die natürlich auch sehr publikums-wirksam gezeigt werden. Dieses vorzügliche Kulturvergnügen findet seinen Abschluss in einem pseudoitalienischen Lokal am Newskij-Prospekt und wieder wird es spät.

Dienstag, 10. Juni 2003

Noch kürzer die Nacht, noch länger der Tag. Das Aufstehen um halb sieben fällt nicht schwer, aber sechs Stunden Schlaf sind auf Dauer einfach zu wenig. Egal wie spät, draußen ist es immer taghell. Weiße Nächte in St. Petersburg.

Allein mache ich mich um acht Uhr auf den Weg. Im Marschrou-Bus gibt es keinen Sitzplatz mehr, also heißt es in gebückter Haltung stehen bis zur Metrostation. Dort warten vor jeder Zugtür mindestens zwanzig Personen. Der ankommende Zug ist schon voll. Die vorne Stehenden werden von den Hinterleuten einfach ins Wageninnere gedrückt. Selbst Heringe in der Dose haben mehr Freiheit. Die Petersburger, die das wohl täglich erleben, ertra-

gen es mit stoischer Gelassenheit. Einigen gelingt es selbst in dieser Lage zu lesen oder zu schlafen. Ich bin damit beschäftigt, meine Tasche mit der theologischen Literatur von Marion Abendroth nicht zu verlieren. Am Newskij-Prospekt muss ich umsteigen und jeder, den ich frage, hilft mir schnell und meistens freundlich weiter. Bei der Linie 3 gibt es zwei endlos lange Strecken zwischen drei Stationen und einmal stoppt der Zug mitten im Tunnel und bleibt zwei, drei Minuten stehen.

Die Menge, die aus der U-Bahn ausgespuckt wird, kriecht im Schneckentempo und geradezu gottergeben zur Rolltreppe, auf der die Menschen zu Wachsfiguren erstarrten auf dem langen Weg nach oben. Die Entgegenkommenden zu beobachten ist ein faszinierendes Schauspiel. Da sind die drei Soldaten, die sich auf den Treppenstufen sitzend nach oben befördern lassen. Ein Mann im Jogging-Anzug trinkt eine Flasche Milch mit Blaubeeren. Ein Liebespaar. Der junge Mann steht auf der unteren Stufe und platziert seinen Kopf auf dem Busen seiner Freundin. Etliche Rolltreppenfahrer lesen ihre spannenden Romane oder Zeitungen auf der Rolltreppe weiter. Zwei junge Männer versuchen einen Fernsehapparat im Gleichgewicht zu halten. Eine Gruppe junger Mädchen überholt auf der linken Spur im Trippelschritt die Stehenden. Eine Dame begutachtet sich im Taschenspiegel und schminkt sich Lippen und Augenbrauen. Die meisten jedoch starren tagträumerisch verklärt vor sich hin oder scheinen gar zu schlafen.

An der Lemmonowskaja frage ich den Busfahrer vom uralten 476er nach der Haltestelle 1. Friedhof (perwuij kladwuschje), aber der Mann kennt ihn nicht. Eine freundliche Mitpassagierin hilft mir weiter. Natürlich kenne sie den ersten Friedhof, sie steige selbst dort aus. Und ja, das Theologische Seminar kenne sie auch. Sie wird es mir zeigen.

Die Fahrt mit dem kleinen Bus kostet 20 Rubel und damit deutet sich schon an, dass es wohl eine etwas längere Fahrt wird. Mühsam setzt sich das uralte Gefährt in Bewegung und quält sich dann durch den dichten Berufsverkehr. Eine achtspurige Newa-Brücke wird überquert. Am Ufer liegen russische Fluss-Kreuzfahrtschiffe im Viererpack. Es regnet. Im Bus sitzen nur sieben, acht Leute, selten steigt jemand zu.

Der Wohnbereich der Stadt gerät schnell außer Sichtweite. Nun geht es vorbei an Fabrikanlagen hinaus aufs freie Land. Da und dort ein verlassenes Gebäude, Schuppen und Ställe einer ehemaligen Kolchose, schwarze Erde, Felder auf dem junges Grün sprießt. An einem gottverlassenen Bushäuschen, ich wäre hier nie ausgestiegen, tippt mich die freundliche Frau an: „Nu, schto, pojechali: Los, gehen wir.“ Sie zeigt auf einen schlammigen Feldweg, an dem rechterhand tatsächlich ein alter, eingewachsener Friedhof zu erkennen ist. Dahinter blitzt auch die gelbe Farbe eines offensichtlich frisch renovierten Hauses auf. An jedem Grab gibt es eine kleine Bank und einen Minitisch. Nach alter russischer Tradition wird nach dem Begräbnis und wohl auch später, dort gegessen und getrunken, um dem Verstorbenen die Heimreise zu erleichtern.



**ehemaliger deutscher Friedhof
Novosaratovka**

Vor der Eingangstür des Seminars befindet sich in weiser Voraussicht eine fest installierte Schuhputzeinrichtung. Der Rektor des Seminars, Pfarrer Stefan Reder aus Westfalen, nimmt mich persönlich in Emp-

fang. Ich überreiche ihm die ausgemusterten Bücher meiner Kollegin Marion Abendroth und wir kommen miteinander ins Gespräch. Novosaratovka war einst ein deutsches Dorf. Davon zeugen einige Gräber auf dem Friedhof. Und das Seminarhaus war die evangelische Kirche. Der Ort wurde von Wolgadeutschen aus Saratov, die hierher umgesiedelt worden waren, errichtet. Derzeit studieren hier elf Seminaristen aus dem Bereich der ELKRAS, der Evang.-Luth. Kirche in Russland und Asien. Außerdem werden dort die ehrenamtlichen Prädikantinnen und Prädikanten fortgebildet. So war beispielsweise die Gemeindeleiterin der evangelischen Gemeinde von Winniza in der Ukraine, Larissa Kostenko, die wir letztes Jahr besuchten, vor ein paar Wochen hier. Der Sparstrumpf der Kirche wird auch in Russland enger geschnürt. Von den bislang drei deutschen Dozenten wurde einer abgezogen. Nach dreijähriger Ausbildung gehen die Seminaristen als Pfarrer zurück in ihre Heimatgemeinden.



**Evang.-Luth. Theologisches Seminar
Novosaratovka**

Wir unterhalten uns auch über die erschwerten Einreisebedingungen. Herr Reder bestätigt, dass es seit Anfang des Jahres tatsächlich neue, schärfere Bestimmungen gibt und meint, dass wir mit 30 Euro Anmeldegebühr noch günstig gefahren sind. Er führt die härtere Gangart auf veränderte Zuständigkeiten der Ministerien zurück, die aufgrund der internationalen Terroristenbekämpfung eingeführt wurden. „Die Protestanten werden hier mit den Muslimen in einen Topf geworfen.“ Au-

Besides könnte es sich um eine Retourkutsche für die umständlichen Einreiseformalitäten handeln, die den Russen in Deutschland gemacht werden.

Ich erzähle ein wenig von meiner Arbeit und dann überreicht mir der Rektor die Fahrkarten für unsere Weiterreise nach Petrosawodsk, die seine Sekretärin, Jana Clement uns besorgte. Wenig später stehe ich einsam am Straßenrand, aber schon taucht der 476er auf.

Zurück in der Stadt frage ich mich nach dem ominösen Passbüro von gestern durch. Die etwas festere der Sekretärinnen setzt sich neben mich auf die Couch und zeigt mir stolz die neuen Einträge in den Pässen.

Es regnet und der geplante Peterhofausflug fällt daher ins Wasser. Als Alternative besucht die Gruppe die Eremitage. Teilweise im Eilschritt werden einige der vierhundert Räume durchquert. Gegen Extrabehaltung gibt es auch die Möglichkeit, in der Schatzkammer das Skythengold oder die Juwelen zu besichtigen. Außerdem gibt es noch eine Extraausstellung zur Person Peter des Großen: seine Tabaksdosen gibt es da, seine Kriegsschiffe und die Mitbringsel von seinen Reisen. Vor allem Katharina II. kaufte im großen Stil europäische Kunst auf: Meißner Porzellan, Bilder aus Holland und Italien, aber auch Kunstschatze aus Asien und Afrika.

Ich habe mich von der Gruppe abgesetzt. Die verbleibende Zeit ist mir für die Eremitage zu kurz, außerdem habe ich dringend Tagebucheinträge aufzuarbeiten. Das Restaurant Stroganoff am Newski-j-Prospekt bietet sich dazu an. In einem Hinterhof hat ein findiger Gastronom ein riesiges Zelt aufgeschlagen und gemütlich eingerichtet. Für fünf Dollar kann man sich an einem kalten und warmen Büfett bedienen.

Nach dem Essen werden weiter Notizen vervollständigt und weil es aufhört zu regnen, gehe ich wieder nach draußen und

besteige den Turm der Isaaskathedrale, von dem aus sich ein einmaliger Rundblick auf das Häusermeer und auf Kirchen und Paläste bietet. Auch in der Kirche sehe ich mich ein wenig um. Nicht weit entfernt von der Kathedrale gelingt es auch endlich im „Potschtamt“ die nötigen Briefmarken für die Ansichtskarten zu kaufen.



Um fünf Uhr kehre ich bei Wagarschak im Nairi ein. Die Restaurantchefin ist heute gar nicht da. Heute bedient die 18-jährige Jenia. Ich bestelle für die Gruppe, die um 18 Uhr eintrifft, das Abendessen und tausche bei Wagarschak zu einem günstigen Kurs einen Teil der Euro-Gruppenkasse in Rubel um. Tschinachi wird serviert, eine armenische Suppe mit Kartoffeln und Hammelfleisch, danach gibt es Hackfleisch mit Reis in Weinbergblättern, dazu gebratene Kartoffeln. Heute trinken alle, außer Regine, das gute Baltika-Bier und einen kleinen oder größeren Wodka. So neigt sich ein weiterer erfüllter Tag seinem Ende zu. Auf dem Heimweg wird noch ein kleiner Laden für Souvenirs, Schmuck, Spirituosen und Zigaretten gestürmt und natürlich sorgen die Kunden aus Deutschland für guten Umsatz.

Margareta empfängt uns mit Tee und Konfekt und es wird ausführlich über die Eindrücke des Tages berichtet. Eine köstliche Begebenheit beendet den Abend. Wagarshak, der armenische Wirt ruft an. Er ist total aufgeregt. Er habe mir beim Wechseln zu viel Geld gegeben. Statt 25 000 Rubel habe er versehentlich 50 000 Rubel überreicht. Und so ist es. Uns beiden war das beim Umtausch nicht aufgefallen. Als sich die Sache aufgeklärt hat, hört man den Stein fallen, der dem Armenier vom Herzen fällt. Wenig später steht er im Wohnzimmer und nimmt seine Scheine erleichtert in Empfang.

Mittwoch, 11. Juni 2003

Pünktlich um 8 Uhr steht der weiße Mercedes-Bus vor dem Haus am Kosmonavtov-Prospekt, die anderen Petersburgfreunde sind bereits an Bord. Oleg dirigiert sein Gefährt geschickt durch den morgendlichen Verkehr. An einer Kreuzung steigt ein Mann zu, der sich auf der Rückfahrt mit Oleg am Steuer abwechselt.

Heute steht ein Besuch in Novgorod auf dem Programm. Novgorod, 200 km von St. Petersburg entfernt, ist die älteste Stadt Russlands, sie wurde vor über 1000 Jahren gegründet. Die in gutem Zustand befindliche Straße dorthin ist anfangs vierspurig, später drei- dann zweispurig. Die Sonne strahlt und der zuverlässige Oleg kommt zügig voran. Das Land ist flach, teilweise sumpfig und sehr grün. Weite Weideflächen fliegen vorbei, da und dort steht eine Kuhherde, Kiefer- und Birkenwälder wechseln sich ab und armselige Siedlungen aus kleinen windschiefen und zusammengeschusterten Holzhäuschen oder eingefallenen Stallungen. Gelegentlich taucht im Hintergrund ein Industriegelände auf. Einmal wird ein neugebautes Henkel-Werk passiert, mit großflächigen Persil- und Pril-Werbetafeln. Einige unserer Fahrgäste schlafen ein. Die Birken, Kiefern, Tannen, Espen, Erlen, Linden und andere Bäume sind allesamt recht dürr, ein Zeichen dafür, dass wir uns schon hoch im Norden befinden.



Um viertel vor elf, eine halbe Stunde vor der vereinbarten Zeit, trifft unser Bus auf dem Ploschad Truda ein, auf dem bereits etliche russische Touristen, Amerikaner und Japaner unterwegs sind. Inspektorin Vera von der Stadtverwaltung nimmt uns in Empfang und bringt uns zur Touristinformation, wo uns die Tourist-Chefin unsere Führerin Galina vorstellt. Galina spricht ausgezeichnet Deutsch und war einmal zu Besuch in Deutschland auf Einladung der Stadt Bielefeld, der Partnerstadt von Novgorod.

Novgorod, wie schon erwähnt, älteste Stadt des Zarenreiches, wird auch als der Vater Russlands bezeichnet. Zunächst wird die Keimzelle der Stadt, der Kreml, in Augenschein genommen. Ursprünglich ganz aus Holz erbaut, wurde diese Festung im Jahre 1302 aus Stein errichtet und bereits hundert Jahr später zum ersten Mal gründlich renoviert. Seit diesem Zeitpunkt bezeichnet man die Festung, die die Form eines unregelmäßigen Ovals hat, als Kreml. Die Mauer, die die Festung umgibt und die zur Zeit renoviert wird, ist etwa zehn Meter hoch. Neun Türme sind noch erhalten.

Im 17. Jahrhundert wurde Novgorod, das zu dieser Zeit mit 60.000 Einwohnern mehr Menschen beherbergte als beispielsweise Köln oder London, von den Schweden besetzt. Heute leben 220.000 Menschen hier. Hart umkämpft war die Stadt im 2. Weltkrieg in den Jahren 1941-1944. 1 Million Menschen mussten ihr Leben allein in dieser Region sinnlos hergeben. Nach dem Krieg entstand in Novgorod der erste Friedhof für deutsche Soldaten auf

russischem Boden. Er wird noch heute von deutschen Veteranen besucht und von russischen und deutschen Jugendlichen gepflegt.

Mit der Perestroika erhielt die 1045-1050 erbaute Sophienkathedrale ihre alte Würde zurück. Sie wurde vom Erzbischof von Novgorod und Starajarussa (hier spielt der Roman „Die Gebrüder Karamassov“) eingeweiht. Noch heute ist die klassische Form dieser Kuppelbaukirche erhalten. Von Fürst Wladimir gestiftet sollte sie die Macht des Fürstentums demonstrieren. So mächtig von außen wirkend ist sie dennoch innen relativ bescheiden.

Interessant ist die assymetrische Anbringung der Fenster. Von den sechs Kuppeln ist nur eine vergoldet, das ist Christus, der Erlöser und Weltenherrscher. Weitere vier Kuppeln versinnbildlichen die Evangelisten, die sechste Kuppel krönt einen Turmanbau. Viele Jahrhunderte war diese Kathedrale, wie auch viele andere Kirchen, nicht nur Sakralraum, sondern auch politisches und kulturelles Zentrum. Schon im Mittelalter gab es hier so etwas wie eine Demokratie. Die Dörfer, Städte und Stände wählten ihre Delegierten, die sie zur großen und kleinen Volksversammlung entsandten.

Auf dem Kreuz der Kirche sitzt eine Taube. Sie erinnert der Legende nach an den grausamen Überfall Iwans des Schrecklichen, bei dem im Jahre 1570 auch unschuldige Frauen und Kinder nicht verschont wurden. Die Taube, die damals auf dem Kreuz saß und die Gräueltaten verfolgte, erstarrte aus Entsetzen zu Stein. Und so lange sie dort oben steht (heute ausgetauscht durch eine Metalltaube) wird die Stadt nicht untergehen.

Ein kunstgeschichtlicher Leckerbissen der ganz besonderen Art ist das Magdeburger Bronzetor der Sophienkathedrale. Es wurde 1152/53 in Magdeburg für eine polnische Stadt angefertigt. Warum es in Novgorod landete ist bis heute ungeklärt. Auf

der Tür wird eine Fülle biblischer Gestalten aus dem AT und NT in erstaunlicher detaillierter Form abgebildet. Nur an Feiertagen wird die Tür geöffnet. Für mich ist diese katholische Tür an der ältesten Kirche der Orthodoxen ein Hoffnungszeichen der Ökumene.



Magdeburger Tor am Dom von Novgorod (Ausschnitt)

Neben der Kirche befindet sich der Herrenhof, daneben der Glockenturm aus dem 15. Jhd., an dem die Glocken noch heute von Hand geläutet werden und der älteste profane Steinbau Russlands, das Bischofspalais, das von deutschen Baumeistern errichtet wurde.

Im Kircheninneren erwarten uns unterschiedliche Epochen. Die Johannes-Kapelle mit billigen Ikonenkopien widmet sich der heutigen Volksfrömmigkeit. Die großflächigen Wandmalereien in der gesamten Kathedrale stammen überwiegend aus dem 19. Jahrhundert.

Auch die Bedeutung des orthodoxen Kreuzkuppelbaus wird von Galina nochmals erklärt: Der Mittelteil ist fünfschiffig. Die drei Teile des Hauptschiffes haben eine tiefe und für uns teilweise befremdliche Bedeutung. Im Westen befindet sich der Haupteingang, der das AT symbolisiert. In diesem Teil durften sich alle Nichtorthodoxen aufhalten. Der Mittelteil war der Raum des irdischen Lebens, der Raum, der für die orthodoxen Christen bestimmt war, in dem das Leben der Kirche stattfand und stattfindet. Der östliche Teil hinter der Ikonenwand symbolisiert das

himmlische Jerusalem, die himmlische Kirche, in der sich nur die Priester und einmal bei der Taufe die Knaben oder Männer aufhalten dürfen. Die Ikonenwand selbst erzählt die Geschichte der Kirche anhand der verschiedenen Festtage.

Die Emporen waren und sind der Platz für alle Chöre, die grundsätzlich a capella singen. So wie die Eingangstür stammt auch der Kronleuchter (17. Jahrhundert) aus Deutschland. Er wurde in einer Nürnberger Werkstatt für Boris Gudonow angefertigt.

Die älteste Ikone Russlands, eine Marienikone neben dem Altar, wird als wundertätig verehrt, weil sie den Angriff von Susdal auf Novgorod abwehrte, indem sie die Susdaler blendete und verwirrte. Sie zeigt eine Muttergottes, die Jesus Christus noch in sich trägt, Zeichen der Inkarnation: „und das Wort wurde Fleisch“. Wahrscheinlich entstand diese oft übermalte Ikone bereits im 11. Jahrhundert. In einer Nebenkapelle wird eine Gottesmutter von Tichwyn verehrt, sowie eine Dreifaltigkeitsikone. Auch einige Fresken und Trockenzeichnungen aus den Anfängen der Kirche wurden freigelegt.

Draußen, gegenüber der Kathedrale, erzählt ein riesiges in Erz gegossenes Denkmal der Neuzeit, 1862 enthüllt, die wechselvolle Geschichte Russlands. In einer wuchtigen Glockenform werden die bedeutendsten Politiker, Herrscher, Künstler und Wissenschaftler des Landes dargestellt.

Diesem Rundgang folgt eine Stadtrundfahrt, die mit vielen weiteren Informationen gespickt ist. So z. B., über eine wundertätige Nikolausikone, und über die Bedeutung des Halbmondes unter dem Kreuz, der den Weinstock symbolisieren soll. An der Moskauer Straße, einer alten Handelsstraße, finden sich viele kleine Kirchen, darunter auch eine, in der die Altgläubigen ihren Gottesdienst abhalten.

Inzwischen gibt es in der Stadt zwölf aktive orthodoxe Kirchen, eine katholische,

eine evangelische und eine Kirche der Baptisten, die von den USA unterstützt wird. Auch drei Klöster haben ihre Pforten wieder geöffnet, ein Männerkloster und zwei Frauenklöster.

Im politischen Bereich zeigt sich Novgorod heute fortschrittlich und wegweisend. „Der junge Bürgermeister, ein Demokrat, hat die Stadt zu einer Stadt der Hoffnung gemacht“, sagt Galina. Er konnte 800 Millionen Dollar ausländischer Zuschüsse erwirken und 42 Joint-Venture-Abschlüsse zustande bringen.

Die letzte Exkursion dieses Tages führt am Ilmensee vorbei zu dem naturgetreuen Freilichtmuseum Vtoslavlicy. Hier gibt es „schwarze“ Bauernhäuser zu sehen, die keine Schornsteine haben und deshalb von der Kaminsteuer befreit waren und länger halten, weil der Rauch das Holz sozusagen imprägnierte. Daneben die „weißen“ Bauernhäuser mit Schornstein, in denen die Balken nicht vom Ruß geschwärzt waren und in denen die Luft besser war. Auch eine wunderschöne Holzkirche aus dem Jahre 1539, die Mariä-Geburt-Kirche aus dem Dorf Peredki, ist in dem Museumsdorf zu sehen.

Galina erzählt auf der Rückfahrt nach Novgorod noch eine Legende von der Entstehung des Wolchow-Flusses und schließt mit dem Satz, dass Novgorod wahrhaftig die Wiege Russlands sei. Ihrer Meinung nach steckt hinter dem Wort Russe das Wort Ruderer, denn mit Ruderbooten seien sie ins Land gekommen. Sie zeigt uns noch ein Lokal, in dem wir gut, günstig und im Freien essen können und verabschiedet sich. Das kleine Geschenk, den Applaus und eine kleine zusätzliche Entlohnung hat sie sich wahrhaftig verdient.

Um halb fünf wird die Rückfahrt angetreten, um sieben wird die erste Mannschaft beim Kosmonavtov-Prospekt abgesetzt. Nach ein paar Einkäufen unterrichten wir Margareta über die Tageserlebnisse. Dazu gibt es Bliny, Wein und Bier. Unsere Gast-



Im Freilichtmuseum Vtoslavicy

geberin erzählt von einem weltberühmten Pianisten, der ihr Schüler war, hier in der Nähe wohnt, und zu dem sie noch heute Kontakt hat.

Donnerstag, 12. Juni 2003

Deutschland ist so weit weg. Margareta serviert wieder ein gutes Frühstück. Im Marschrou-Bus merken wir, dass wir uns die Metrofahrt hätten sparen können, wenn wir in die andere Richtung gefahren wären. Trotz eines hektischen Menschen- und Busgewimmels finden sich alle Neune und es gelingt sogar einen Minibus zu ergattern, der für alle einen Sitzplatz zur Verfügung hat. Und weil der Fahrer so freundlich ist uns direkt vor dem Schloss in Puschkin abzusetzen, sind wir pünktlich um zehn Uhr am Eingang des Parks.

Das undurchschaubare Kassen- und Eintrittssystem und die anströmenden Menschenmassen führen zu chaotischen Verhältnissen. Zuerst muss für 70 Rubel der Zugang zum Park erkämpft werden. Dank einer freundlichen Finnin, die Olga einen Platz in der Warteschlange freihält, sind wir relativ weit vorn. Trotzdem wartet Olga zwei Stunden, bis sie die begehrten Tickets ergattert hat. Abwechselnd halten die anderen Leute aus der Gruppe einen Platz in der Warteschlange besetzt, die auf Einlass ins S

Zwischendr
wunderschö
der so groß
massen zun
len. Lauber
nisch in die

Kurz vor ei
Gitter und
nimmt beär
Frauen hab
ich werden
den zurückg
ner Interve
durchkämpf
Schieberei

und Taschen in Schließfächern in Sicherheit. Dabei verwechselt sie die Schlossbillets mit den Parktickets und muss noch einmal zurück zur Garderobe.

Endlich, um halb zwei, nimmt uns die weißblonde russische Führerin auf der Paratetreppe in Empfang und weihet uns in die Geheimnisse des Katharinen-Palastmuseums ein. Der große Saal (846 qm) wirkt durch Spiegel und Deckengebäude, das den Triumph Russlands darstellt, noch größer. Neben Prunkspeisesälen, Schlafgemächern Kabinetts- und Gemäldesälen ist natürlich das legendäre Bernsteinzimmer, das erst vor wenigen Wochen fertiggestellt wurde, der Höhepunkt.

Nach dem Rundgang sind sich alle einig, dass sie diese Tortur so schnell nicht wiederholen werden. Am Schlossteich finden wir an zwei Plastiktischen vor einem Imbisszelt Platz und Olga bestellt beim usbekischen Grillmeister sechs Schaschliks. Mittlerweile bevölkern die Menschen den Park, alle Bänke sind besetzt und da der Himmel ein wenig aufreißt, lassen sich die Besucher auch in den Wiesen nieder.

Unser Schloss- und Parkbedarf ist für heute gesättigt. Also lassen wir den ins Auge gefassten zusätzlichen Besuch von Pawlosk fallen. Buch- und Kettenkäufe werden



Katharinenpalast in Zarskoje Selo



Türkisches Bad im Katharinenpark

Friedhof kommt und die in unserer Nähe wohnt. Sie überredet uns mit ihr in dem Trolleybus mitzufahren, was zur Folge hat, dass wir noch eine ganze Ecke laufen müssen.

Unterwegs werden noch ein paar Zutaten für das Abendessen und für die morgige Busfahrt besorgt: Eine Gurke, ein Brot, Bier, Gebäck und ein paar Äpfel. Wie immer steht die Wohnungstür offen als wir heimkommen. Margareta verbringt also die meiste Zeit am Küchenfenster, um uns zu erwarten.

Abends erzählt sie wieder von einigen ihrer ehemaligen Schülerinnen und Schülern, für die sie versucht, ausländische Sponsoren zu finden. So berichtet sie beispielsweise von einer jungen Pianistin in Leipzig, die drei Putzstellen in Leipzig hat, um ihr Musikstudium zu finanzieren. Dann erwähnt sie, dass Frau Zinsmeister mit einer Ehrenmedaille für ihre Verdienste von der Stadt Petersburg ausgezeichnet werden soll und dass der zuständige Referent uns diese Medaille übergeben will, wenn wir nächste Woche zurückfliegen. Bevor wir zu Bett gehen werden noch Geschenke ausgetauscht. Regine erhält eine Intarsienarbeit und ich bekomme einen braunen Bierkrug aus Ton. Wir revanchieren uns mit einer Ingolstädter Tasse und einem Wandkalender aus Puschkin.

Freitag, 13. Juni 2003

Der zweite verregnete Tag bedeutet, dass auch der zweite Versuch eines Ausfluges für die Gruppe nach Peterhof ins Wasser fällt. Das hat den Vorteil, dass wir in Ruhe frühstücken können. Margareta schaut sich interessiert unsere Familienbilder aus Ingolstadt an.

Allein fahre ich zum Russischen Museum bei dem es keine Warteschlange gibt, das aber dennoch sehr gut besucht ist. Das von dem italienischen Architekten Carlo Rossi erbaute klassizistische Michaelispalais bietet den idealen Rahmen für die umfassende

Sammlung russischer Kunst. Auch in den Bildern spiegelt sich die etwas düster-mystisch-schicksalsergeben-melancho-lische Grundstimmung der russischen Seele wieder.

Verhältnismäßig klein ist die Zahl der ausgestellten Ikonen. Dafür ist sie umso exponierter. Hier hängt der berühmte „Engel mit dem goldenen Haar“, daneben eine Dreifaltigkeitsikone der Novgoroder Schule, die um 1550 entstand und auch Werke des namhaftesten Künstlers der Moskauer Schule, Andréj Rubljows (1370 – 1430), sind zu sehen. Besonders naturgetreu sind die Ikonen von Simon Uschakow.

Unter Peter dem Großen durften sich die Maler auch weltlichen Themen widmen und das Porträt sowie Landschaftsimpressionen rückten in den Vordergrund. In einer aktuellen Ausstellung sind auch Werke von Marc Chagall zu bewundern. Aufwendig, wie überall in Russland, ist auch hier der Personalaufwand. In jedem der etwa 60 Säle sitzt mindestens eine Aufseherin, meist schlafend, auf ihrem Stuhl und weist die Besucher darauf hin, dass das Blitzen nicht erlaubt ist, wenn sie von einem Flash aufgeweckt wird. Eine Lehrerin doziert laut und sehr eindringlich vor ihrer Schulklasse.

Ein älteres Ehepaar aus Italien hat sich eine eigene, junge und attraktive Dolmetscherin angeheuert, die sie über die Exponate unterrichtet. Etliche Besucher haben sich Walkman und Kopfhörer ausgeliehen und rufen auf diese Weise die Informationen ab. Besonders leid tut mir der wertvolle Parkettboden, der von den extrem dünnstieligen Pfennigabsätzen der modebewussten Russinnen arg traktiert wird.

Es tut wirklich gut ganz allein durch das Museum zu streunen. Ich kann ganz individuell den Besichtigungsrhythmus bestimmen und den anderen Gruppenteilnehmerinnen wird es wohl heute nicht anders ergehen. So sitze ich beispielsweise zwanzig Minuten vor einem bekannten Gemälde

von Repin auf dem Wolgaschiffer gezeigt werden, die ein Schiff flussaufwärts treideln.

Gegen vierzehn Uhr klart das Wetter auf und ich entscheide mich doch noch, nach Peterhof zu fahren. An der Eremitage stehen riesige Menschenglangen und warten auf den Zugang zur Kasse. Hannelore und Rosemarie T. haben bereits Einlass gefunden und streifen einen weiteren ganzen Tag durch die vierhundert Säle.

Vom Anleger, der sich direkt neben der Eremitage am Newaufer befindet, fahren die Tragflächenboote, die sogenannten Raketas halbstündlich zum Schloss und Park Peterhof. Ich habe Glück und gleich nachdem ich eine Karte (vierhundert Rubel einfach!) gekauft habe, geht's los. Viele Familien mit Kindern sind an Bord und alle reden über „Fontana“, die vielen Springbrunnen, für die Peterhof bekannt ist. Nach wenigen Fahrminuten öffnet sich die Newa hin zum finnischen Meerbusen und wenig später taucht am Ostseeufer die Schlossanlage von Peterhof inmitten des ausgedehnten Parks auf. Gerne wird Peterhof mit seinen Schlössern und Schlösschen, den Springbrunnen und künstlichen Wasserfällen mit Versailles verglichen. Aber die Lage auf der etwa zwanzig Meter hohen Hügelkette am Rand der Ostsee gibt Peterhof doch einen ganz eigenen Reiz.



Tragflächenboot

Bereits im Jahre 1707, also vier Jahre nach der Gründung von St. Petersburg wurde hier von Peter dem Großen ein schlichtes Holzgebäude errichtet. Zwanzig Jahre spä-

ter wurde die Zarenresidenz eingeweiht. Zwei weitere Jahre später starb der Zar. Beim Verlassen des Bootes wird nochmals abgezockt. Der Eintritt, nur für den Park beträgt weitere 250 Rubel, Russen bezahlen 40 Rubel. Da ich ganz alleine bin, lege ich mir vor der Kasse einen russischen Satz zurecht, den ich ganz schnell und ganz undeutlich ausspreche. Und siehe da, ich gehe als Russe durch und spare 210 Rubel.



Palast von Peterhof

Unendlich viele Leute bevölkern die Parkanlagen, lassen sich und ihre Kinder mit Hofdamen und Herren in fürstlichen Gewändern vor dem Schloss oder einem Springbrunnen fotografieren, bewundern die Schachbrettkaskaden, flanieren vor dem Schlösschen „Monplaisir“ und hüpfen immer wieder auf bestimmte Steine am Wegesrand, durch die sie Fontänen auslösen, die für sie zur kalten Dusche werden.

Vor dem Hauptschloss bildet sich eine lange Warteschlangen, aber mir reicht die gestrige Warteerfahrung vor dem Schloss in Puschkin. Eine Motorradgruppe aus Sachsen, bestehend aus etwa dreißig etwas betagteren Bikerinnen und Bikern in



Sommerresidenz Peterhof an der Ostsee



Erlebnisfontäne in Peterhof

Lederuniformen stellt sich lautstark auf einer Brücke zum Gruppenfoto auf. In den

engen Parkstrassen, in den baldachinartigen Lindenalleen dagegen fühlt sich der Spaziergänger fast allein.

Nach zwei Stunden strammer Wanderung habe ich die wichtigsten Peterhof-Stationen gesehen und begeben mich auf den Heimweg. Weil mir das Tragflächenboot zu teuer ist, wähle ich für den Rückweg die Landroute. Plötzlich fängt es ziemlich stark zu regnen an und ich steige einfach in den ersten Marschrount-Bus, in dem ich noch den letzten freien Platz ergattern kann. Und tatsächlich fährt dieser Bus Richtung St. Petersburg. Seine Endstation ist die Metro-Station Leninskaja. Auf die Weise lerne ich auch noch die U-Bahnlinie 1 kennen, die älteste Strecke, mit ihren wirklich sehenswerten, aufwendig gestalteten Bahnhöfen.

Wie ausgemacht trifft sich die bayrische Mannschaft noch einmal bei Wolodija alias Wagarschak, diesmal um Abschied zu feiern von St. Petersburg und um Rosemarie T., die heute mit uns ihren 60. Geburtstag feiert, hochleben zu lassen. Dazu wird ein guter moldawischer Weißwein kredenzt, die Geburtstagskerze brennt und das Geburtstagsständchen übertönt die russische Konserven-Pop-Musik, die aus den Lautsprechern scheppert. Rosemarie freut sich über die Bernsteinkette und die anderen über die leckeren gebratenen Hähnchenteile. Nach dem köstlichen Essen schneidet die Jubilarin die bunte Geburtstagstorte an und wenig später löst sich die Gesellschaft auf.



In den Familien wird uns ein herzlicher Abschied bereitet und überpünktlich steht

Oleg mit Personen- und Extra-Gepäck-Bus vor der Haustür, um uns zum Moskauer Bahnhof zu bringen. Die für 22 Uhr vorgesehene Abfahrt vom finnischen Bahnhof wurde auf 0.40 Uhr vom Moskauer Bahnhof verschoben, weil der neu erstellte Zentralbahnhof noch nicht in Betrieb genommen werden konnte. Leider waren für uns keine „Coupes“ mehr frei, geschlossene Abteile mit jeweils vier Betten. So müssen wir mit offenen Abteilen vorlieb nehmen, sogenannten „Platzkarten“, was natürlich die Kontakte zur einheimischen Bevölkerung wesentlich erleichtert.

Eine junge Russin mit sehr lockerer Zunge, offensichtlich durch Wodka und Bier etwas gelöst, schnattert unentwegt und erklärt, dass das eine sehr lustige Nacht werden würde. Sie werde auf keinen Fall schlafen. Ihr Freund, ein sehr stämmiger Mann, der offensichtlich etwas mehr verträgt, bringt gerade den sturzbetrunkenen Bruder der jungen Frau ins Bett, d. h. er legt ihn auf die Liege über dem Gang. Die Schaffnerin bringt uns das Bettzeug und später auch eine Tasse Tee.



Ich unterhalte mich mit Elena, einer jungen Russin. Sie ist in Petrosawodsk aufgewachsen, arbeitet aber jetzt in St. Petersburg bei der Stadtverwaltung in einer Kantine. Einige Jahre war sie auch, so wie Inna, unsere erste Russischlehrerin, die wir in St. Petersburg trafen, mit einem Kreuzfahrtschiff unterwegs zwischen Moskau und Karelien. Sie hat einen dreijährigen Sohn, Matwej, der im Sommer bei der Babuschka in Petrosawodsk lebt. In dieser Zeit halten sie sich überwiegend auf der Datscha auf. Unter dem Tisch in unserem

Abteil steht ein neues Kinderfahrrad. Es ist Elenas Geschenk für ihren kleinen Matwej.

Es ist schon zwei Uhr nachts. Die muntere Schwätzerin ist längst entschlummert. Auf dem Rumpelklo gibt's eine Katzenwäsche und dann geht's ab auf die harte Wagonbank. Der Zug fährt langsam durch die Dämmerung der weißen Nacht. Sumpfige Wiesen gleiten vorbei, geduckte winzige Holzhäuser, Birkenwälder, ab und zu ein paar unverputzte Wohnblocks – einfach so in die Landschaft gestellt –, Schotterpisten, aufgegebene Industrieanlagen. Und dazu immer das gleichförmige Tak-Tak.

Oft hält der Zug an, bleibt eine Weile stehen. Die Fahrtzeit wird bewusst herausgezögert, damit die Passagiere genügend Zeit zum schlafen haben. Auf einem der Bahnhöfe kann ich einen Blick in die Abteile des Gegenzuges werfen. Er kommt aus Murmansk. Er ist sicher schon fünfzehn Stunden unterwegs und die Reisenden haben sich richtig häuslich eingerichtet.

Gegen acht Uhr wachen unsere Schläfer auf und Olga erzählt, dass in der Nacht der junge Mann, der im oberen Bett seinen Rausch ausschließ, auf den Gang herunterfiel. Elena knabbert mit uns russische Schweineohren zum heißen Tschai und fragt, ob mein Tagebuch auch in Russland zu kaufen sein wird.

Samstag, 14. Juni 2003

Draußen strahlt die Sonne und gibt den Blick frei auf die glitzernde Oberfläche des Onegasees. Wir sind in Petrosawodsk. Die schweren Koffer werden aus dem Zug gewuchtet. Elvira, die freundliche Kirchensekretärin der ingermanländischen evang.-luth. Kirche, nimmt uns mit einem nicht enden wollenden Redeschwall in Empfang. Sie hat wirklich alles exakt vorbereitet. Jeder bekommt eine Adressen- und Programmliste. Wir sind bei vier Familien untergebracht, die allesamt der Gemeinde angehören und des öfteren finnische Gäste beherbergen.



**In der Mitte: Gemeindesekretärin
Elvira Prokhorova**

In Karelien sprechen, zumindest alle älteren Menschen auch finnisch, und ich kann also auch meine spärlichen Finnischkenntnisse anwenden. Viele der Menschen hier sind bereits nach Finnland ausgesiedelt, weil dort schon ein Großteil der Familien lebt und weil es im russischen Teil von Karelien keine einigermaßen vernünftig bezahlte Arbeit und keine Perspektive gibt.

Ich wohne mit Regine in einer Einzimmer-Wohnung bei Ida Balasch, der 69-jährigen Buchhalterin der Gemeinde, am Stadtrand, ganz in der Nähe der Kirche. Wir schlafen in einer Nische des Wohn- Schlafzimmers. Ida schläft gegenüber auf der Couch. Sie umarmt uns sehr herzlich und ihre ersten Worte sind: „Butje kak doma. Fühlen Sie sich wie zu Hause“.

Endlich sind wir gezwungen nur Russisch zu sprechen und können das mühsam Erlernte in der Praxis erproben. Unsere Wohnung befindet sich in einer der üblichen Plattenbauten. Das Treppenhaus ist nicht nur alt und baufällig wie das bei allen Häusern in Russland üblich ist, es ist geradezu ein Mülleimer und dem Geruch nach auch Toilette der Alkoholiker. Es gibt einen Lift, den wir unbedingt benutzen sollen, meint Ida, um nicht durch den Müll waten zu müssen.

Gleich bei der Ankunft werden wir überreich bewirtet. Ida will unser Entgelt für Kost und Logis zunächst nicht annehmen. Befragt nach der bevorzugten Währung fa-

vorisiert sie unverzüglich den Euro. Den könne sie im Geschäft nicht ausgeben, den könne sie eine Zeit lang sparen und beobachten, wie er im Wert steigt. Alle sind hundemüde, aber für 13 Uhr ist die Stadtrundfahrt angesetzt und so bleibt keine Zeit für ein Nickerchen.

Elvira liebt ihre Stadt Petrosawodsk, sie ist stolz darauf, hier zu leben. Olga übersetzt die Ausführungen ins Deutsche, aber die Geräuschkulisse des kleinen Busses verschluckt viele Worte und manch eine(r) schläft ohnehin.

Die Tour beginnt bei der örtlichen Molke-
rei. Daneben steht eine Fischfabrik, die nicht nur wildgefangene Fische aus dem Onegasee verarbeitet, sondern auch in eigenen Becken eine Fischzucht unterhält. Unter anderem werden auch Störe gezüchtet. Elvira lobt die hohe Wasserqualität des Onegasees, die nur noch von der des Baikals übertroffen werde. Tief sei der Onega und sehr sauber. So gar nicht zu dieser Erklärung passt der viele Schrott, der überall herumliegt.

Die Straßen, außer der Hauptstraße im Zentrum, die für die 300-Jahr-Feier frisch asphaltiert wurde, sind in extrem schlechtem Zustand und Iwan kurvt herum, um wenigstens den tiefsten Schlaglöchern ausweichen zu können. Besonders hebt Elvira die Bedeutung der hiesigen Schnapsfabrik hervor, lobt deren Beerenwein und die diversen Wodkaprodukte, ohne mit einem Wort auf die Schattenseiten dieser Volksdroge einzugehen. Denn gerade in Petrosawodsk begegnen uns die Opfer des Alkohols auch am helllichten Tage auf der Straße.

Vorbei geht es an der Strickfabrik und einem Hotel zur Stadtmitte mit dem kleinen See und Springbrunnen. Lococjenka und Njeglinka sind die beiden Flüsse, die durch Petrosawodsk fließen. Nochmals zurück am Onegasee stoppt der Bus kurz am Seeufer. Hier steht ein Denkmal, das Peter den Großen in seiner Originalgröße

(2,10m) darstellt und das von seinem eigentlichen Platz in der Stadtmitte von Lenin verdrängt wurde - zunächst an eine ganz versteckte Stelle, dann hierher. Peter der Große hielt sich dreimal hier auf. Hier ließ er ein Kanonenwerk errichten und so entstand die Stadt, die zunächst ein Verbannungsort war.

Am Wasserbahnhof bringt Elvira in Erfahrung, dass es nur noch für Montag, 12 Uhr Fahrkarten für das Schiff zur Insel Kishi gibt. Also wird das Programm umgestellt und die teuren Karten werden gekauft. Iwan, der Busfahrer, tauscht die dafür benötigten Euro in Rubel um.

Vorbei an einem kleinen Kinderrummelplatz gehen wir zurück zum Bus. Am gegenüberliegenden Seeufer ist eine ausgedehnte Datschensiedlung zu erkennen. Nun geht es vorbei am unvermeidlichen Puschkin-Denkmal zur Universität. Vor allem Institute für Waldwirtschaft und Holzbearbeitung gibt es in Petrosawodsk oder Petroskoi wie die Finnen sagen. Hier findet sich auch eine Ausbildungsstätte für Lehrer, eine Technikerschule und eine medizinische Fakultät.

Auffällig ist das geringe Verkehrsaufkommen und dass die Autos im Schnitt fünf Jahre älter sind als in St. Petersburg. Durch die Leninstraße führt der Weg zum einstigen Gouverneurspalast, der später zum Haus der Pioniere wurde und in dem heute, zum Standesamt umfunktioniert, im 20-Minuten-Takt die Brautpaare abgefertigt werden.

Elvira wurde einst, als junge Pionierin, in diesem Gebäude in das Geheimnis des Schachspiels eingeweiht. Und dort erhielt sie auch Finnischunterricht. Dann zeigt unsere engagierte Fremdenführerin uns noch die Gebäude, in denen Agrarwissenschaften gelehrt werden. An einem Seminar für orthodoxe Priester kommen wir vorbei, am Kulturhaus für Offiziere und an der Philharmonie.

Am Leninplatz steht das wuchtige Kulturzentrum und daneben eine neue, moderne Kongress- und Veranstaltungshalle, vor allem für das karelische und finnische Theater, die sogar nicht zu den anderen neoklassizistischen Bauten passt, darunter das ehemalige Gymnasium für Jungen und das für Mädchen, in denen jetzt ein Museum residiert.

Nach dem Geldtausch kommen wir an der ehemaligen Kanonenfabrik vorbei und fahren zur Kreuz-Aufstellungs-Kirche, die im Gegensatz zur Alexander-Newski-Kathedrale (sie war aus freiwilligen Spenden der Fabrikarbeiter erbaut worden), auch zu Sowjetzeiten als Kirche genutzt werden durfte. In der Kirche sind Arbeiter dabei eine elektrische Leitung zu reparieren, während nebendran ein Mann betet, die Frauen ihre Gebetskerzen anzünden und in der Devotionalienecke Bücher, Ikonen, Kerzen usw. verkauft werden. Als ich mir ein kleines Kindergebets-Buch kaufe, zahlt neben mir eine jüngere Frau 1500 Rubel als Spende für die Kirche ein.

Letzte Station dieses Tages ist das evang.-luth. Gotteshaus der ingermanländischen Kongregation, die von der finnischen Kirche unterstützt wird und der alle unsere Gastgeberinnen angehören. Äußerlich ist das Gebäude nur an dem Kreuz an der Eingangstür und an der Miniglocke zu erkennen, die an einem Metalldreibein hängt.

Im Gemeindesaal werden wir mit Tee, Kaffee, frisch gebackenen Piroshki und süßem Gebäck bewirtet. In den häuslichen Quartieren angekommen setzt sich die Bewirtung fort. Ida beispielsweise serviert neben Räucherfisch, Wurst, Käse, Tomaten und Gurken auch noch Pelmeni (russische Maultaschen) mit Schmand. Danach fallen wir ins Bett.

Peter der Große

Kuppel der orthodoxen Kathedrale



Sonntag, 15. Juni 2003

Im Wetterbericht der Zeitung war Sonne angesagt, aber es regnet als wir uns nach einem äußerst reichhaltigem Frühstück auf den Weg zur Kirche machen. Beim Gang

durchs Treppenhaus heißt es jedes Mal, die Luft anzuhalten. Unterwegs queren wir die Gleise der Bahnlinie und kommen an langen Garagenzeilen vorbei, jede individuell verkleidet und verschlossen. Trotz Sonntag wird in einigen Räumen am Auto herumrepariert. Ein streunender Hund kommt uns entgegen, übersät mit Geschwüren, ein erbarmungswürdiges Wesen.

Vor der Kirche steht bereits der Bus der finnischen Gemeindegruppe, die aus Espoo bei Helsinki zu Besuch gekommen ist. Sie besteht aus zwei jungen Mädchen, etwa fünfzehn Frauen und vier oder fünf Männern mittleren Alters. Wir kommen schnell mit ihnen ins Gespräch. Etliche können Englisch, einige sprechen auch Deutsch. Sie sind am Freitag angekommen und bleiben noch bis morgen hier. Die meisten von ihnen waren schon ein paar Mal im russischen Karelien.

Im finnischen Gottesdienst erleben wir ähnliches wie vor vier Jahren im Gottesdienst der evangelischen Gemeinde in Karaganda in Kasachstan. Der Gottesdienst wird fast ausschließlich von den älteren Gemeindemitgliedern besucht, denn nur die beherrschen noch die finnische (bzw. in Kasachstan die deutsche) Sprache. Der Gottesdienst in russischer Sprache findet, wie in Kasachstan, am Nachmittag statt. Eine weitere Übereinstimmung besteht darin, dass die Besucher, die schon vor Gottesdienstbeginn in der Kirche sind, verschiedene Lieder ohne Orgelbegleitung singen.

Der schlichte Gottesdienstraum in dem Holzgebäude ist weiß getüncht, hinter dem Altar steht ein großes Holzkreuz ohne Korpus. Um den Altar ist eine halbrunde Balustrade (wie in Karaganda) errichtet, an der das Abendmahl gefeiert wird. Vor dem Altar steht ein Holzblock mit der Taufschale. An der linken Seite des Altars befindet sich die Kanzel, rechts steht ein Harmonium und eine elektrische Orgel, die von Dmitri, dem jungen Kantor, gespielt wird.

Pfarrer Viktor Grigorewitsch spricht bei der Begrüßung, bei den Gebeten und bei der Predigt in demselben langatmigen und asthmatischen Pathos, das wir aus finnischen Gottesdiensten kennen. Und das Amen klingt bei ihm so: Ah - lange Pause - men. An einigen Stellen der Predigt dreht er, zumindest am Anfang, stimmlich mächtig auf, danach wird seine Rede immer monotoner und nach 50 Minuten Predigtzeit kommt das erlösende A - men. Auf diese Weise schafft er es, dass ein Gottesdienst ohne Abendmahl tatsächlich zwei Stunden dauert.

Im Rahmen der Abkündigungen darf ich auch ein Grußwort sprechen. Mein Morgengruß: Hyvää huomenta (finnisch), dobre utro (russisch), good morning und guten Morgen, wird von der Gemeinde herzlich erwidert.



**In der Evang.-Luth. Kirche d
er ingermanländischen Gemeinde**

Parallel zum Gottesdienst hält eine junge Helferin den Gottesdienst für die Kinder im Gemeindehaus. Ein Ritual im Gottesdienst ist auch für uns neu. Der Pfarrer bittet zwei Frauen nach vorne zu kommen. Aus einer Schale schüttet er Erde mit einer kleinen Schaufel auf ein weißes Tuch, spricht ein Segensgebet, eine der beiden Frauen beginnt zu weinen. Bei dieser Handlung geht es darum, Menschen seelsorgerlich zu begleiten, die einen Angehörigen verloren haben, der nicht kirchlich beerdigt werden konnte. Mit diesem Ritual nun wird die kirchliche Bestattung nachgeholt.

Im Gemeindehaus werden wir, d. h. die Gemeinde, die finnischen und deutschen Gäste zunächst mit Tee, Kaffee und Gebäck, später mit Suppe, Salat und Makkaroni, Gulasch und Beerensaft bewirtet. Zwischendrin weist der nun recht lockere Pastor auf den Verkaufsstand mit einfachen Holzkreuzen, Matrioschkas und anderen Souvenirs hin. Wir kommen mit weiteren Finninnen und Finnen ins Gespräch.

Mich spricht Nadja an, eine junge Frau aus Petrosawodsk, die hier als Deutschlehrerin arbeitet, ehrenamtlich drei Jugendgruppen leitet und auf den Beginn des russischen Gottesdienstes wartet. Sie lernt Deutsch und möchte auch mit deutschen Jugendgruppen in Kontakt kommen. In Norwegen und Finnland war sie bereits.

Die finnische Gruppe verabschiedet sich, ein Mann, der von uns ein Foto machte, lässt sich unsere „elektronische Adresse“ geben, er möchte uns das Bild schicken. Ein Ehepaar lädt uns ein, wenn wir in Helsinki sind, bei ihnen die Sauna zu besuchen und eine Frau umarmt Regine und mich und segnet uns. Die Finnen haben noch Platz in ihrem Bus und nehmen einen Teil unserer Gruppe mit in die Stadt.

Um 18 Uhr trifft sich unsere Gruppe mit Elvira und Ida im Kulturpalast am Kirowplatz. Wir besuchen dort die Jubiläumsvorstellung des Tanzensembles Ritm (Rhythmus), das vor 25 Jahren in Petrosawodsk gegründet wurde und weit über die Grenzen Russlands hinaus bekannt ist. Der Saal, der im Stil eines klassischen Opernhouses erbaut wurde, verfügt über eine große Bühne, einen leicht ansteigenden Zuschauerraum und vier Ränge. Er ist restlos ausverkauft und extrem eng bestuhlt. Ich schätze, dass etwa 1500 Personen anwesend sind. Nach einem Eröffnungstanz wird anhand von Archiv-Aufnahmen in einem Filmzuschnitt die 25-jährige Geschichte des Tanzensembles Ritm und der angeschlossenen Tanzschule dargestellt. Die Stammgruppe besteht aus 6

Tanzpaaren, die ohne Abstriche als Profitänzerinnen und –tänzer bezeichnet werden müssen. Es sind ausnahmslos junge und durchtrainierte Menschen, die durch Präzision bestechen und deren Tanzkunst oft in den Bereich der Akrobatik vorstößt.

Auch die Kostüme der Künstler sind professionell perfekt, entsprechen mit ihren Kitschfarben aber eher dem Geschmack des russischen Publikums, das alle Darbietungen begeistert begleitet und bei jeder Gelegenheit mitklatscht. Auffällig sind wieder die vielen Kinder, die der Vorstellung beiwohnen. Das kommt aber nicht von ungefähr, denn die Tanzschule verfügt über eine breite Kinder- und Jugendarbeit. Auch die Kinder und Jugendlichen stellen ihr Können unter Beweis. Außerdem treten einzelne Profipaare mit Standarttänzen auf und auch die Jungseniorengruppe mit ihren Formationstänzen setzt einen weiteren Farbtupfer in das bunte Programm.

Erstaunlich ist, mit welcher Disziplin und mit welchem hohem Niveau bereits die 5 – 7 jährigen über die Bühne wirbeln. Welchen Preis, wie viel Übungsstunden und wie viele Tränen diese Arbeit und die damit verbundene Auslese erfordert, lässt sich nur ahnen. Eine große Gruppe junger Mädchen in Jeans und T-Shirts zeigt eine moderne Aerobic-Dance-Formation.

Unvermeidlich in Russland ist natürlich der Moderator, der zusammen mit zwei Lakaien im barocken Kostüm auftritt, Witze erzählt, seine beiden Diener als Trottel darstellt, um dann die Darbietungen vollmundig anzupreisen. Immer wieder unterbricht er die Auftritte mit Einlagen, bei denen das Publikum einbezogen wird. Er versteigert einen verschleierte Gegenstand, einen Wasserkocher, wie sich später herausstellt, verschenkt kleine Geldscheine, um später die Programme besser verkaufen zu können, von denen eins einen 1000-Rubelschein enthält. Die glückliche Gewinnerin muss sich auf der Bühne präsentieren. Dann folgen wieder Tänze, Tänze ... Samba, Rumba, Walzer, Foxtrott, Jive,

Rock'n'Roll, Tango, Mambo. Ohne Pause werden auf diese Weise locker zweieinhalb Stunden gefüllt. Am Schluss kommt es noch zu einem salbungsvollem Jubiläumszeremoniell, angeführt von Peter dem Großen und Zarin Katharina, bei dem vor allem die Gründerin des Ensembles, eine eher bescheiden wirkende Frau, geehrt wird. Den einzelnen Übungsleitern und einigen Sponsoren werden Ordensketten umgehängt und eine Vielzahl von nicht enden wollenden Grußworten werden gehalten. Selbst einigen Petrosawodsker Zuschauern wird das zuviel und auch wir räumen das Feld, nachdem unser Bus bereits seit einer Stunde draußen wartet.

Montag, 16. Juni 2003

Bevor die Gruppe zur Insel Kishi startet, zeigt Elvira uns am Seeufer die modernen Plastiken, die der Stadt Petrosawodsk von verschiedenen Staaten geschenkt wurden. Nicht immer ist die Bedeutung dieser modernen Kunstwerke eindeutig auszumachen. Die Deutschen haben sich mit einem Sternbild verewigt, das die Unterschrift trägt: „Unter den gleichen Sternen“. Soll das vielleicht die leise Hoffnung wecken, dass einst auch Karelien zur Europäischen Union gehören wird? Die Norweger haben ein paar mysteriöse Meditationsstangen aufgestellt, die USA sind mit einem Metallgebilde vertreten, das zwei Fischer darstellt, die ihre Netze auswerfen. Welchen Ländern die Meerjungfrau und der schwarze Baum aus Glasfiber zuzuordnen sind, kann auch Elvira nicht erklären. Auch die Herkunft der Frauensilhouetten, die ein Tor bilden und Birkenzweige empor strecken, ist nicht klar.

Wir nähern uns dem kleinen Hafen und besteigen das Tragflächenboot Meteora II, das etwa 100 Passagiere befördern kann. Rechtzeitig zum Start bricht die Sonne durch. Das Schiff verlässt die Bucht von Petrosawodsk und begibt sich hinaus auf den offenen Onegasee. Immer mehr erinnert die Insel- und Seenlandschaft an das nachbarliche Finnland. Drei größere russi-

sche Kreuzfahrtschiffe, sie fassen jeweils etwa 250 Passagiere, kommen uns entgegen und auf dem Sonnendeck liegen tatsächlich ein paar ganz Mutige in Badekleidung.



Fischer-Denkmal (Stiftung der USA) am Ufer des Onega-Sees

Nach einer guten Stunde Fahrt tauchen auf der kleinen Insel Kishi plötzlich die märchenhaften Umriss der ganz aus Holz erbauten Christ-Verklärungskirche auf. Wirklich ein Bild wie aus einem Fantasyfilm. Die Fotografen drängen sich auf der kleinen Plattform, dem einzigen offenen Platz auf dem Schiff.



Überfahrt zur Insel Kishi

So wie in Peterhof, wird auch hier, gleich nach der Ankunft noch einmal abgezockt, der Eintritt für die Insel beträgt 336 Rubel für Ausländer (oder elf Dollar), Einheimische bezahlen 55 Rubel. Aber diese Geldanlage lohnt sich. Einige der hier errichteten Gebäude wurden mit Recht von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt.

Zentraler Bau ist natürlich die schon erwähnte Verklärungskirche Christi mit ih-

ren schindelgedeckten 27 Kuppeln, die je nach Sonneneinfall in einer anderen Schattierung glänzen. Die Kirche wurde im Jahre 1714 aus Kiefernholz erbaut, die Kuppeln aus Espenholz gefertigt. Umgeben werden Kirche und der separat stehende Glockenturm von einem halbhohen Steinwall aus Findlingen. Ebenfalls auf diesem Areal befindet sich die kleinere Maria-Schutz-Kirche aus dem Jahre 1764, in der während der Sommerzeit auch heute noch Gottesdienste gehalten werden.

Auf der gemütlichen Wanderung über die Insel gibt es eine ganze Reihe anderer, wirklich sehenswerter Holzbauwerke zu entdecken: Neben einem wuchtigen Bauernhof, in dem Wohn- und Wirtschaftsgebäude unter einem Dach untergebracht sind, steht ein einfacher Getreidespeicher. Alle Gebäude kommen aus umliegenden Dörfern und stammen aus dem 17. – 19. Jahrhundert. Besonders schön gearbeitet sind die Getreidemühle aus Kiefern- und Birkenholz und ein Speicher für Brot und Kleidung. Wir besuchen auch die Erzen-ge- Michael-Kapelle aus dem 17. Jhd., die mit einer eindrucksvollen Ikonostase ausgestattet ist.

Vor allen Gebäuden sind erklärende Hinweistafeln angebracht, in russischer, englischer, französischer und deutscher Sprache. So können wir auf eine Führung verzichten. Jede und jeder kann die Zeit selbst bestimmen, die sie verbringen möchte. In der Nähe aller Gebäude markierte Wege führen zu einer ruhigen Lage aus, um zu sitzen und Wiesen.

Eine dunkle Regenwolke nähert sich, aber wir verzichten sich aber nicht. Nass woanders auf der Insel noch vier oder fünf Kirchen, zwei finnische und wenige Einzelbesuche.

An der Kirche der Heiligen Zarus ist ein Gloc

am Werk und lässt mit großer Geschicklichkeit die Kirchenglocken erklingen. Vorbei an der Windmühle entdeckte ich noch einen abgelegenen Speicher, in dem die archäologische Inselgeschichte anhand von Schaubildern und Ausgrabungsfunden dargestellt wird.

Es bleibt wenig Zeit an der Anlegestelle einen Tee zu trinken, ein aufgebackenes Hefeteil zu genießen oder ein paar Souvenirs zu kaufen. Und so verpasst eine unserer Souvenirkäuferinnen fast die Abfahrt. Unsere Gruppengemeinschaft ist allerdings so gut zusammengewachsen, dass es sofort auffällt, wenn eine/r fehlt. Überhaupt ist unsere Gruppenstimmung ausgesprochen positiv, herzlich und von gegenseitiger Rücksichtnahme bestimmt.

Auf der Rückfahrt darf dann auch ein Regenschauer einsetzen. Heute gibt es nichts mehr zu sehen, was wir nicht schon gesehen hätten und außerdem ist jetzt um halb fünf auch ein kleiner verspäteter Mittagschlaf gerade recht. Am Hafen trennen wir uns. Olga, Rosemarie B. und Katharina bummeln zu Fuß nach Hause. Die anderen werden von Iwan und Elvira mit dem Kleinbus in ihre Quartiere gebracht. Die Gastmutter von Hannelore und Rosemarie T. steht bereits an der Haltestelle und wartet auf ihre Schützlinge.

Regine und ich werden mit einem reichhaltigen Abendessen empfangen, es gibt





Ausschnitt der Ikonostase der Verklärungskirche

Endlich erreiche ich Margareta in St. Petersburg und kann ihr mitteilen, dass wir bestens in Petrosawodsk angekommen sind

und dass es uns gut geht. Dann unterhalten wir uns mit Ida über die wirtschaftliche und politische Situation in Russland und

Ida lässt eindeutig erkennen, dass sie die neue Freiheit, obwohl es ihnen materiell nicht gut geht, dem kommunistischen System vorzieht. Sie bestätigt, dass alle Kirchen und Gemeinden brutal unterdrückt und verfolgt wurden und dass auch ihr Vater heimlich Menschen taufte. Sie ist sehr dankbar für die Unterstützung der ingermänländischen Kirche aus Finnland, USA und Deutschland. Sehr gerne würde sie uns einmal in Ingolstadt besuchen.

Dienstag, 17. Juni 2003

Als erste Station steht heute das Zentrum für Kreativität auf dem Programm. Wie die stellvertretende Leiterin Nina erzählt, ist es eine der letzten Inseln des Sozialismus. Derartige Zentren gab es früher in jeder größeren Stadt, aber nur in ganz wenigen, so in Petrosawodsk, hat diese Einrichtung überlebt.

Insgesamt 6000 Kinder werden hier von 150 hauptamtlichen Lehrerinnen und Lehrern nach dem Schulunterricht betreut.

Ziel der Betreuung ist die Förderung der Kreativität. Die Kinder im Alter von 4 – 18 Jahren kommen freiwillig hierher. Kostenlos werden Gruppen oder Kurse für textiles Gestalten, Werken, Modellbau und Malen angeboten. Es gibt Sportabteilungen, Tanzgruppen, Fitnesskurse, Chöre, ein Blasorchester, Theatergruppen und Arbeitskreise, die sich mit der Heimatkunde Kareliens beschäftigen.

Einer der Chöre war schon zu mehreren Auftritten im Ausland unterwegs. Derzeit nimmt er an einem Wettbewerb in Österreich teil. Die Leiterin erzählt, dass schon ihre Mutter als Kind die Einrichtung besuchte und später hier unterrichtete und dass auch ihre Tochter, ebenso wie die Tochter von Elvira, hier beschäftigt ist. Natürlich sei die Finanzierung des Projektes die Hauptschwierigkeit. Aber die meisten der leitenden Politiker der Stadt hätten die Einrichtung selbst durchlaufen und würden sich deshalb dafür einsetzen, dass sie erhalten bleibt. Außerdem gebe es

wohlhabendere Eltern und Sponsoren, die finanzielle Unterstützung gewähren. Auch der reiche Nachbar Finnland hilft immer wieder und die evang.-luth. Kirche von Finnland unterstützt vor allem die behinderten und sozial benachteiligten Kinder, die hierher kommen und denen hier auch eine warme Mahlzeit angeboten wird.

Das dies nicht nur leere Worte sind, davon können wir uns selbst überzeugen. Das Haus ist erfüllt mit Leben und Aktivitäten. In welchen Raum auch immer man hinein schaut, hier wird wirklich für und mit den Kindern etwas getan. Aus einem Zimmer klingen Trompetenklänge, neben dran übt eine große Tanzgruppe schwierige Schrittkombinationen ein. Der Zeichensaal ist prallvoll mit Material, Staffeleien und fertigen Werken. In einem Raum wird uns eine Ausstellung mit Werken der kleinen Künstlerinnen und Künstler gezeigt. Professionelle Arbeiten aus Birkenrinde sind darunter, farbenfrohe Patchworkbilder, kunstvoll gewebte Wandbehänge, phantasiaevolle Bilder, Puppen und Plastiken. Wie wir erfahren gibt es auch einen Computerraum und einen Kurs für Radioelektronik. Die nötigen Geräte, Rechner und Monitore stiftete die USA.

In der Aula treffen sich gerade ein paar Gruppen von Kindern und Jugendlichen, die für sich selbst eine improvisierte Vorstellung inszenieren. Die Lehrkräfte haben sich in griechische Gottheiten verwandelt, die miteinander in Streit geraten. Um den Streit zu schlichten, schlägt der höchste Gott einen Wettbewerb vor und die Kinder zeigen ihre Gesangs- und Tanzdarbietungen. Leider haben wir wenig Zeit und können uns nur einen Teil der Vorstellung ansehen.

Ein ganz wichtiger Aspekt des Zentrums für Kreativität ist die Elternarbeit. Die Eltern verhaltensauffälliger Kindern werden von den Lehrern besucht, etliche Eltern arbeiten ehrenamtlich mit, helfen bei der Besorgung von Material oder beispielsweise der Anfertigung von Kostümen. Ein Teil-

ziel ist es auch, die Eltern zu motivieren, dass sie auch im häuslichen Bereich die Kreativität ihrer Kinder fördern.

Schließlich wird uns noch das kleine Heimatkundemuseum gezeigt, in dem Eltern und Kinder Ausstellungsstücke zusammengetragen haben. Gerade wird eine kleine Gruppe mit verschiedenen alten Werkzeugen bekannt gemacht und muss unter zehn Gegenständen einen Hand-bohrer herausfinden. Und auch unsere Gruppe darf den Raum erst verlassen, nachdem wir das richtige Teil herausgefunden haben.



Im Kreativzentrum von Petrosawodsk

Der zweite Höhepunkt dieses Tages ist der Besuch der Alexander-Newski-Kathedrale von Petrosawodsk. Iwan, einer der fünf Priester, erzählt uns die Geschichte seiner Kirche und beantwortet bereitwillig und offen alle Fragen. Das Gotteshaus wurde im 17. Jahrhundert errichtet, es wurde während der Sowjetzeit zweckentfremdet und zerstört. Erst 1999 wurde es wieder der orthodoxen Kirche zurückgegeben, die es von Grund auf renovierte. Bei der Renovierung waren auch Stadt und Staat behilflich. Schließlich wurde es vom Bischof von Petrosawodsk eingeweiht. Neben dem Bischof und den fünf Pfarrern wirkten noch drei Diakone und etliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Gemeinde mit.

Zahlen kann Iwan, der aus Lemberg in der Ukraine kommt, freilich nicht nennen. Im Bereich der orthodoxen Kirche gibt es keine statistische Erfassung. Er meint, dass zwar fast alle Menschen in Petrosawodsk

getauft seien, weiß aber, dass viele von ihnen den Weg zur Kirche nicht finden. Iwan unterhält Kontakte zur evangelischen, katholischen und auch zur baptistischen Gemeinde. Den Weltgebetstag der Frauen kennt er nicht, zeigt sich aber auch für diese Bewegung offen.

In diesem Zusammenhang erwähnt er, dass es in der orthodoxen Kirche einen eigenen Tag der Christeninnen gibt. Das sei der zweite Sonntag nach Ostern, an dem daran erinnert wird, dass es die Frauen waren, die Jesus nach seinem Tod nachgegangen sind. Weiter berichtet er von verschiedenen sozialen Projekten der Gemeinde: von der Stadtranderholung für die Kinder, von einem Mittagstisch für Bedürftige und von der Kleiderhilfe.



Alexander-Newski-Kathedrale

Natürlich gäbe es auch Taufunterricht und er versuche auch in die Schulen zu kommen, aber Staat und Kirche seien getrennt und viele Lehrer stünden der Kirche eher skeptisch gegenüber. Aber wenn es die Eltern ausdrücklich wünschen, so dürfe er den Kindern auch in der Schule Religionsunterricht erteilen. Wenig Kontakte scheinen zur finnisch-orthodoxen Kirche zu bestehen, die dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt ist, im Gegensatz zur russ.-orth. Kirche, die dem Moskauer Patriarchat angehört.

Ich überreiche Iwan eine Spende und er lässt sich meine e-mail-Adresse geben und schenkt uns Ansichtskarten und eine bebilderte Broschüre über die Geschichte seiner Kirche. Als wir schon gehen wollen, über-

redet er uns, noch mit ihm auf den Kirchturm zu steigen. Der Mesner zeigt uns, wie die Kirchenglocken geläutet werden, dann dürfen wir es selbst ausprobieren. Beim Turmabstieg kommen wir an den Büros der Mitarbeiter vorbei, die gerade zu Mittag essen und uns vorgestellt werden. Und schließlich erzählt Iwan uns wieder unten angekommen die Legende, die sich um einen Grabstein rankt. Neben dran weiht währenddessen ein sehr junger Priester einen uralten Kleinlaster.



Pfarrer Küstenmacher mit Vater Iwan

Zum Mittagessen sitzen wir in einem Restaurant zusammen. Es gibt einen kleinen Salatteller und einen Pilz-Fleisch-Eintopf. Danach werden in zwei freien Stunden vorletzte Einkäufe getätigt. Ich versuche nochmals Geld zu tauschen, aber die Banken mit günstigen Kursen haben entweder angeblich keine Rubel (!) oder der Wechselschalter hat geschlossen. So tausche ich zu einem denkbar schlechten Kurs im Kaufhaus.

Der letzte Besuch dieses Tages gilt der evang.-luth. ingermanländischen Gemeinde von Tschalna, die 22 km von Petrosawodsk entfernt ist. Die kleine, gemütliche Holzkirche, die aus Finnland hierher gebracht wurde, fügt sich harmonisch in das Dorf ein, in dem früher einmal 5000 Menschen lebten. Fast die Hälfte ist mittlerwei-

le weggezogen. Auch die Häuser rund um die Kirche, grau und verwittert, sind ausnahmslos aus Holz erbaut. In einigen Gärten stapeln sich, so auch im Hof vor der Kirche, große Berge von frisch gehacktem Brennholz. Nun warten die Scheite darauf, geschichtet zu werden.

Es sind ausnehmend ältere Menschen, gut zwanzig an der Zahl, die zu der improvisierten Andacht und Begegnung mit uns in die Kirche gekommen sind. Und auch Pfarrer Juho Pakkari, ist schon ein älteres Semester. Er ist 75 Jahre alt und hält in der Gemeinde aus, weil die sonst ganz ohne Pfarrer wäre. In seiner kleinen Begrüßung betont er, dass wir Christen eine Familie sind. Sehr bodenständig wirkt Juho. Und seinen groben und schwieligen Händen sieht man an, dass er körperliche Arbeit nie gescheut hat. Und in seiner Sprache fehlt das asthmatische Kanzelpathos der finnischen Pfarrherren völlig.



Ganz rechts: Pfarrer Juho Pakkari

Auch in Tschalna finden sonntäglich zwei Gottesdienste statt, um 11 Uhr in finnischer, um 13 Uhr in russischer Sprache. Außerdem fährt Juho mit seiner Frau, die die Orgel spielt, jeden Samstag in ein 60 Kilometer entferntes Dorf, um dort mit der Gemeinde Gottesdienst zu feiern. An normalen Sonntagen kommen bis zu 100 Besucher zur Kirche erzählt uns später eine Deutschlehrerin aus Tschalna, die unsere Sprache fließend beherrscht. Weiter berichtet Juho von der letzten Konfirmation von 14 Jugendlichen, von der Bibelstunde und von dem schrecklichen Frost im letzten Winter.

Nachdem er noch erwähnt hat, dass vor allem die Freunde aus Finnland, aber auch aus Deutschland halfen, vor sechs Jahren die Kirche zu errichten, singt die Gemeinde ein Lied. Dann sind wir dran. Wir singen das Lied „Komm, sag es allen weiter“ und ich halte eine kurze Ansprache, die von Olga trefflich übersetzt wird. Danach wechseln sich der deutsche und der russische Minichor ab, sehr improvisiert, sehr wackelig, aber von Herzen. Schau ich den Menschen in die Augen kann ich nur ahnen, welchen Leidensweg sie hinter sich haben. Unabgesprochen entwickelt sich die Andacht weiter. Juho und ich segnen die Gemeinde und beim Segenslied, das die Gemeinde unter Regines Anleitung wohl erstmals getanzt erlebt, tanzt die Kantorin, die Ehefrau des Pfarrers, gleich mit.



**Evang.-Luth. Kirche der
ingermanländischen Gemeinde
in Tschalna**

Nach der Andacht gehen die meisten Gemeindemitglieder gleich nach Hause und wir sitzen bei Kaffee, Tee, Gebäck und köstlichen karelischen Piroggen mit einigen Mitarbeitern beisammen. Die Deutschlehrerin erzählt, dass sie 1978 für zwei Wochen in der DDR, in Neubrandenburg war. Und sie erwähnt, dass sie hier zwei deutschstämmige Familien kennt, von denen eine allerdings schon weggezogen sei. Kurz ist unsere Begegnung, aber herzlich.

Dorfszene in Tschalna

Mittwoch, 18. Juni 2003



Wie seit Anbeginn unserer Reise meint es das Wetter gut mit uns. Wieder strahlt die Sonne und ein paar malerische Wolken bieten den Fotografen einen noch abwechslungsreicheren Hintergrund. Die Anstrengungen des ausgefüllten Reiseprogramms hinterlassen ihre Spuren. Mittlerweile wird die Hälfte der Russlandfahrerinnen von Hals- und Kopfschmerzen heimgesucht. Die mitgenommenen Heilmittel machen die Runde und Hannelore bekommt von ihrer Gastgeberin Amalie ein Senfpflaster verpasst.

Der zuverlässige Iwan mit seinem kleinen Bus findet sich pünktlich an den Abholpunkten ein. So liegt bereits kurz vor zehn Petrosawodsk hinter uns. Auf einer neu ausgebauten Fernstraße geht es gen Norden. Wie schon an den Vortagen schläft der Verkehr, der sich auch in der Stadt in Grenzen hält, außerhalb von Petrosawodsk fast völlig ein. Nur selten begegnet uns mal ein Fahrzeug. Nach Murmansk 958 km steht auf einem Hinweisschild. So weit wollen wir nicht.

Mittlerweile haben wir die Hauptstraße verlassen. Der Kiefern-Birken-Espenwald wird immer dichter. Hin und wieder öffnet er sich und gibt faszinierende Ausblicke frei auf den in der Sonne glitzernden Onegasee. Kein Wunder, dass sich ein russischer Regisseur diese Landschaft für einen später preisgekrönten Spielfilm aussuchte. Elvira, unsere unermüdliche Begleiterin führt uns durch den Wald zu einem der Drehorte, der durch keinerlei Hinweisschilder gekennzeichnet ist. Von einem Felsen aus weitet sich der Blick auf See und Wald. Ein Wunschbaum, über und über behängt mit bunten Stoff- und Plastikketzen, weist darauf hin, dass viele Menschen diesen Ort besuchen, um hier ihre Hoffnungen weiterzugeben.

Nächstes Ziel sind die Heilquellen „Marzialnuije wodü“, auch sie einsam und abseits gelegen. Ein kranker Bauer, der hier lebte, entdeckte sie und deren heilende Wirkung für seine Krankheit. Sie wurden gefasst und in ihrer Nähe entstand ein kleiner Kurort, der auch heute noch aufgesucht wird. Prominentester Besucher war Zar Peter der Große, der dreimal hier weilte und der in unmittelbarer Nähe der Quellen eine schöne Holzkirche errichten ließ.



„Marzialnuije wodü“

Elvira erkundigt sich an der Kasse nach den Eintrittspreisen für die Kirche und als sie mitteilt, dass es wieder Ausländer- und Russenpreise gibt, sinkt das Besichtigungsinteresse bei uns merklich. Die Kassensfrau lenkt ein, bietet den deutschen Touristen, heute anscheinend die ersten überhaupt an diesem Ort, den russischen Preis an, und wir besichtigen die Kirche. Die Ikonostase hat nur wenig Ähnlichkeit mit den Bilderwänden der orthodoxen Kirchen, die wir bisher gesehen haben und erinnert mit ihren Kreuzwegstationen und dem Kruzifix eher an ein katholisches Gotteshaus.

Die Schmachhaftigkeit des Heilwassers wird recht unterschiedlich beurteilt. Ich muss wegen des hohen Eisengehalts verzichten. Elvira erzählt, dass das Wasser seine Heilwirkung nur erzielt, wenn es unmittelbar an der Quelle getrunken wird.

Nur selten taucht auf der Weiterfahrt ein kleines Dorf, bestehend aus ein paar windschiefen Häusern, am Straßenrand auf. Die Einsamkeit der langen Wintermonate in

dieser Abgeschlossenheit lässt sich nur erahnen. Die nächste Sehenswürdigkeit sind die Wasserfälle von Kiwatsch. Elvira fordert uns auf schweigend im Bus zu verharren, während sie die russischen Eintrittskarten besorgt. Der ausgefallene Gewinn wird bei den Einkäufen an den Souvenirständen wettgemacht. Besonders schön sind die kleinen Döschen, gefertigt aus dem Holz karelischer Birken, die unter Naturschutz stehen.



Kaskaden von Kiwatsch

Die, als die größten Wasserfälle Europas angekündigten Kaskaden von Kiwatsch erweisen sich zwar als sehr fotogen, aber eher unscheinbar. Richtig gemütlich wird es beim anschließenden Picknick neben der Imbissbude. Der mitgebrachte Proviant wird ausgepackt und Olga bestellt bei den beiden Imbissfrauen, die auch ein wenig Deutsch sprechen, eine Runde Schaschlik. Endlich lässt Iwan sich einmal überreden, mit uns zu speisen.

Lange zieht sich die Fahrt hin nach Kondopoga (finnisch: Kontupohja), wo wir mit halbstündiger Verspätung eintreffen und schon vom finnischen Pfarrer und einigen

Mitarbeiterinnen erwartet werden. Der Empfang ist ein wenig steif und wir müssen die Tischrunde erweitern und unsere Gastgeberinnen auffordern sich mit uns an den Tisch zu setzen und nicht im Hintergrund zu bleiben.

Der Pfarrer im schwarzen Anzug und Kolar erzählt, dass er aus Finnland stammt und seit fünf Jahren hier arbeitet. Da er nur Finnisch spricht, wird seine Rede von einer Kirchenvorsteherin ins Russische übersetzt und dann von Olga ins Deutsche. Kondopoga umfasst 40.000 Einwohner und zählt, was die wirtschaftliche Situation angeht, wohl zu den Ausnahmefällen. Hauptarbeitgeber der Stadt ist ein großes Zellulosewerk, das von Direktor Federmesser, dem Adoptivsohn eines deutschstämmigen Ehepaares geleitet wird.

Und dieser Direktor transferiert die Konzerngewinne, nicht wie in Russland üblich, zur persönlichen Bereicherung auf ausländische Konten, sondern lässt sie der Stadt zugute kommen. So hat er beispielsweise den Bau eines Eis- und Sportstadions und einer Konzerthalle und andere kommunale Bauten finanziert. Schon bei unserer Ankunft waren uns zahlreiche in Bau befindliche Wohnhäuser aufgefallen. Auch die Steine für die neue evangelische Kirche werden von der Papierfabrik bezahlt.

Die ingermanländische Kirche umfasst hier etwa vierhundert Gemeindeglieder. Kontakte zur orthodoxen Kirche gibt es nicht. Man lässt sich in Ruhe, übersetzt die alte Kirchenvorsteherin. Einige unserer Fragen beantwortete sie lieber selbst oder möchte sie gar nicht übersetzen. Sie hat schließlich hier während des Krieges unter großen Opfern die Gemeinde am Leben erhalten. Die derzeitige Kirche war einst ein Lebensmittelgeschäft und ist seit dreizehn Jahren in Betrieb. Wie alle ingermanländischen Gemeinden wird sie von der evang.-luth. Kirche Finnlands unterstützt. Das neue Gemeindezentrum mit Kirche, derzeit im Rohbau, soll dieses Jahr fertig werden. Lange hat die Gemeinde dafür gebetet, meint der Pfarrer und nach fünfjährigem

Kampf mit den Behörden sei dann eine Baugenehmigung für das Backsteingebäude in Kreuzform erteilt worden.

Auf Olgas Frage hin meint eine Frau, dass ihr Mann, der finnischstämmig sei und ihre Kinder ausreisen wollen nach Finnland, sie dagegen wolle bleiben. Dann erzählt die Kirchenvorsteherin, die übersetzt, dass es nicht nur in Karelien ingermanländische Kirchen gibt. Auch in Sibirien und anderen Teilen Russlands sei die Kirche vertreten. So beispielsweise in Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk, im Ural und in Moskau.

In der Gemeinde von Kondopoga findet sonntags nur ein Gottesdienst in finnischer Sprache statt, der dann ins Russische übersetzt wird. Die Frage, ob denn das Finnische hier noch eine Zukunft habe, nachdem die jungen Leute nur Russisch sprechen und in der Regel als zweite Sprache Englisch oder Deutsch lernen, diese Frage möchte die Frau so nicht übersetzen. Stattdessen weist sie darauf hin, dass in der Schule auch Finnischkurse angeboten werden.

Die Frage nach dem theologischen Nachwuchs, der an einem Seminar in St. Petersburg ausgebildet wird, beantwortet der Pfarrer eindeutig negativ. Es seien leider wenige, die sich fürs Theologiestudium entschließen und die Zahl derer, die das Studium abbrechen, sei verhältnismäßig hoch. An dem Seminar werden auch die künftigen Kantoren für die Gemeinden unterrichtet.



Rohbau der Evang.-Luth. Kirche der ingermanländischen Gemeinde von Kondopoga, ganz rechts der finnische Pfarrer



Eisstadion und Schwimmhalle Kondopoga

Adressen werden ausgetauscht und im persönlichen Gespräch lockert sich die Atmosphäre deutlich auf. Der finnische Pfarrer begleitet uns noch zur Kirchenbaustelle, an der in drei Schichten gearbeitet wird. Das

große Bauwerk soll (für uns lächerliche) 60.000 Euros kosten, von denen bereits 10.000 bezahlt seien. Der Rest fehlt noch.

nur ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit sein. Ida hat uns wirklich verwöhnt.

Donnerstag, 19. Juni 2003

Der letzte Tag in Petrosawodsk. Ida verabschiedet sich schon um neun Uhr und geht zum Gemeindehaus, um dort bei der Vorbereitung des Abschiedsessens zu helfen. Ich fahre mit Regine bei strahlender Sonne ins Stadtzentrum. Beim Kirowplatz lassen wir uns absetzen und suchen ein Lebensmittelgeschäft, um eine kleine Büchse Kaviar für unsere Schwiegertochter zu kaufen. Aber trotz der Hilfe seitens eines jungen italienisch-russischen Paares verlassen wir das Feinkostgeschäft ohne das Geschenk. Hier gibt es alle nur erdenklichen auch ausländischen Köstlichkeiten, aber wohl nur für eine Minderheit der Petrosawodsker Bevölkerung. Kaviar ist jetzt nur noch in Gläsern zu haben und die müssen kühl gehalten werden. Als Konserve gibt es nur eine Kilodose, aber die kostet 6000 Rubel! So entscheiden wir uns für eine Flasche Balsam.

Am frühen Nachmittag versammeln sich die Ingolstädter Gäste und ihre Gastgeber zu einem Abschiedsessen. Nur Katharina kann nicht dabei sein. Ihre Erkältung hat sich zu einer schmerzhaften Mandelentzündung entwickelt und das Schlucken tut ihr sehr weh. Pfarrer Viktor Georgiewitsch empfängt uns persönlich, führt uns nochmals in die kleine Kirche, erklärt ihre Entstehungsgeschichte und wer welche Einrichtungsgegenstände gespendet hat.

Im Gemeindezentrum werden wir von der Kirchenköchin bewirtet und alle sind sich einig, dass sie die besten Piroshkis und auch Süßteile gebacken hat, die wir bisher gegessen haben. Alle unsere deutschen Frauen wollen unbedingt die Rezepte haben. Ich spendiere den teuren Wodka, den ich in St. Petersburg erworben hatte. Er wird gerne angenommen. Wie von uns gewünscht, werden kleine Bulettsis (Fleischpflanzerl) mit selbstgemachtem Kartoffelbrei und Kraut serviert. Anstelle des

Tischgebets singen wir den Kanon „Komm Herr Jesus, sei du unser Gast“.



**Evang. Kirche Petrosawodsk,
Pfarrer Viktor Georgiewitsch**

Danach überreicht Regine der Gastmutter Elvi, die Olga, Katharina und Rosemarie B. betreute, und heute ihren 80. Geburtstag feiert, drei rote Rosen. Dann bringen wir ihr ein Geburtstagsständchen. Der Pfarrer spricht den ersten Toast, dem sofort die Dankesworte der Gastgeberinnen folgen. Elvi bedankt sich für unseren Gesang und sie bedankt sich bei Gott, dass wir uns begegnet sind. In der kurzen Zeit seien wir richtig verwandt miteinander geworden. „Ihr ward gute Leute“, sagt sie, „aber wir sind auch nicht schlecht“. Lijuli freut sich, dass nun einmal Freunde aus Deutschland bei ihr zu Gast waren. Sie habe sich so an ihre Gäste gewöhnt, dass sie geweint habe als nun der Abschied kam.

Amalia meldet sich als nächste zu Wort und möchte ihren „Mädels“ Hannelore und Rosemarie T. etwas sagen: „Ihr seid Prachtkerle gewesen!“ Und sie freut sich, wenn ihre Gäste sie noch einmal besuchen. So wie die anderen Rednerinnen entschuldigt auch sie sich, wenn sie etwas falsch gemacht haben sollte. Gute Gesundheit wünscht sie uns allen und eine gute Reise.

Uli bedankt sich, auch im Namen von Elke bei Lijuli, dass sie ihnen ihr Bett überlassen hat und bedauert sehr, dass sie sich aufgrund der Sprachbarrieren nicht mehr unterhalten konnten. Auch an Dima, den Ehemann von Amalia richtet Rosemarie T. ihren Dank und meint, dass die beiden

Gastgeber wirklich wie Eltern zu ihnen gewesen seien. Außerdem bedankt sie sich für die großartige Verpflegung: „Alles, was Küche und Keller hergeben, habt ihr uns aufgetischt. Wir haben bestimmt zugenommen. Und wir haben so viel Tee getrunken, dass wir nachts immer noch einmal durch euer Schlafzimmer marschieren mussten“. Olga umarmt Elvi und sagt: „Dass ein Mensch mit 80 Jahren noch so lebenslustig ist, das freut mich einfach.“

Elvira, die uns eine Woche lang liebevoll, geduldig und unermüdlich begleitete bekommt einen Extradank. Ich erkläre sie zur Großen Elvira, so wie Zarin Katharina die Große, und setze ihr eine Birkenkrone auf den Kopf. Auch Ida, unsere Gastgeberin, wird zur Großen Ida erklärt und mit dem Birkenkranz gekrönt. Köchin Anna erhält den Beinamen „die Süße“ und freut sich über die Merci-Packung, die sie ihrer 16-jährigen Enkelin vermachen will.



Elvira wird gekrönt und erhält den Beinamen „die Große“

Elvira teilt die Abholzeiten mit und gibt jeder Familie eine Extraspanne von zehn Minuten für die Abschiedstränen, die geweint werden müssen. Sie bedauert sehr, dass wir die Banja bei ihrer Datscha nicht besuchen konnten und allein schon deshalb müssten wir noch einmal kommen. Dann ruft sie unseren Petersburg-Chauffeur Oleg an und wir erfahren, dass er uns nicht abholen kann, weil der Bus kaputt ist. Ida packt uns die übrigen Piroshkis ein und die Versammlung löst sich auf.



Abschiedsessen im Gemeindezentrum der evang. Gemeinde von Petrosavodsk

Alleine strolche ich noch einmal durch den Markt in der Nähe von Idas Wohnung. Vier kleine, Fußball spielende, Jungs aus Aserbeidschan wollen unbedingt fotografiert werden. An den Verkaufsbuden wird mir besonders deutlich, wie sparsam die Menschen mit ihrem Geld umgehen müssen und wie sehr auch die Verkäufer für jede verdiente Kopeke dankbar sind. Die Gewinnspannen sind äußerst niedrig, der Tagesumsatz ist gering. Ein Paar Schuhe für 150 Rubel, was soll da noch bleiben. Und wie viel Paar Schuhe müsste ich verkaufen, um einen Tagesverdienst von wenigstens vier Euro zu erzielen!?



Fußballjungs aus Aserbeidschan

Hier, an diesem Platz, fällt mir auch auf, wie viele betrunkene Männer herumsitzen oder an einer Trinkbude stehen. An der Bushaltestelle spucken die Trolley- und Marsch-Rout-Busse unentwegt Menschen aus, die aus der Stadt kommen. Mein Blick wandert die Hochhauswände hinauf, wo hinter den verbreiterten oder verglasten

Balkonen die Wäsche trocknet und viel Hausgerümpel herumsteht.

Zurück bei Ida gibt es einen Abschiedstschai, ein Abschiedsfoto, ein Gläschen Abschiedsbalsam und viele gute Worte. Regine ruht sich ein wenig aus. Ich telefoniere mit zu Hause und kündigt unsere Ankunft an. Sehr, sehr erfüllte Tage neigen sich dem Ende zu. Deutschland, unsere Familien, meine Arbeit, das alles war so weit weg. Morgen Abend ist es schon wieder gegenwärtig.



Am Stadtrand von Petrosawodsk

Iwan hat für den Abholdienst extra zwei Sitze aus seinem kleinen Bus ausgebaut, um noch mehr Stauraum für die Koffer zu haben. Unermüdlich hilft er beim Ein- und Ausladen der Koffer und schleppt uns die schweren Teile bis auf den Bahnsteig. Heute hat er auch seinen kleinen Sohn Jakob dabei, der mit Geschenken und einem kleinen Taschengeld eingedeckt wird. Iwans Revanche ist fast beschämend. Für jeden hat er einen Schlüsselanhänger besorgt, den Jakob verteilt. Mir schenkt er noch einen Satz Ansichtskarten von Petrosawodsk und nächstes Mal will er uns ins Dorf seiner Mutter mitnehmen, die „nur“ 300 km entfernt lebt.

Vor dem Zug sammeln sich die Reisenden. Ein betrunkenener Passagier wird von der Polizei abgeführt. Eine große Gruppe von jungen Rekruten, die frisch zum Wehrdienst eingezogen werden, verabschiedet sich von den Freundinnen und Familien. Dann müssen sie in Dreierreihen antreten und aufs Einsteigen warten.

Ida ist noch eingetroffen, um sich von uns zu verabschieden und Elvira ist sehr besorgt, dass wir auch gut untergebracht sind. Außerdem ist noch eine Frau aus der Gemeinde da, die einen Mann in Deutschland sucht, den sie während des Krieges kennenlernte. Eine halbe Stunde vor Abfahrt öffnet die etwas herablassend wirkende junge Schaffnerin Irina zusammen mit ihrer Hilfsschaffnerin den Waggon. Wir haben exakt den selben Wagen und dieselben Plätze wie auf der Herfahrt.

Mit mir im Abteil sitzt eine junge Frau, die recht schweigsam bleibt. Ins Gespräch dagegen komme ich mit dem Ehepaar, das sich die obere Bettetage miteinander teilt. Wladimir ist Mitte vierzig und arbeitet als Fluglotse bei der russischen Armee. Jetzt ist er in Petrosawodsk stationiert. Auch seine Frau Antonina arbeitet als Zivilangestellte bei den Streitkräften. Zwei Jahre von 1989 bis 1991 waren sie auch in Deutschland stationiert, in Greventsmühlen bei Wismar bei einer kleinen Einheit. Von dieser Zeit schwärmen sie heute noch, wengleich sie vom Land wenig zu sehen bekamen, da sie keine Ausweispapiere besaßen. Sie haben zwei Kinder, die sie in St. Petersburg besuchen wollen. Der Sohn ist auch beim Militär, bei einer Einheit, die irgendetwas mit Kosmonautik zu tun hat. Die Tochter studiert Veterinärmedizin, obwohl man ihr davon abgeraten hat. Wladimir und Antonina sprechen ihre Enttäuschung, dass der Staat sie im Stich lässt, - sie haben keine eigene Wohnung – offen aus. Irgendwann hoffen sie von Petrosawodsk wegzukommen. Dort ist es ihnen zu nass und zu kalt.

Die Schaffnerin bringt das Bettzeug. Um ein Uhr liegen alle in ihren Kojen.

Freitag, 20. Juni 2003

Um vier Uhr werde ich von den Aufstehgeräuschen der jungen Frau gegenüber geweckt, die ihr Bett macht und aussteigt. Ein junges Mädchen an der Längsseite, das offensichtlich seinen gesamten Hausrat bei

sich hat, beginnt in der Bibel zu lesen. Ich spreche sie darauf hin an und sie sagt, dass sie der Pfingstgemeinde angehöre. Wladimir bietet mir ein Piroshki mit Kartoffeln an. Draußen regnet es. Mit leichter Verspätung trifft der Zug gegen halb acht Uhr im neu erbauten Zentralbahnhof ein.

Mit drei Taxis geht es durch den zähen Berufsverkehr. Aber wir haben viel Zeit. Das Restaurant im Flughafengebäude ist noch nicht in Betrieb. So zahlt sich die Vorsorge unserer Gastfamilien doch aus, uns mit Piroshkis und Gebäckteilen versorgt zu haben.

Pünktlich landen wir in Frankfurt, erreichen den gewünschten Zug aber dennoch nicht. Also fahren wir dank fly and rail über Mannheim, Stuttgart und Augsburg – wo Rosemarie B. aussteigt – nach München und von dort mit dem Regionalexpress nach Ingolstadt. Die neugierige Taxifahrerin sieht mit Kennerblick, dass wir nicht im sonnigen Süden waren. Nein, Karelilien kennt sie nicht.



Friedhof auf der Insel Kishi

Der Rücktausch der restlichen Euros in Rubel ist schwierig. Erst ist der Schalter wegen einer technischen Pause geschlossen. Dann gibt es keine Euros mehr, nachdem Rosemarie T. die letzten Münzen erbeutet hat. Also müssen Hannelore und Rosemarie B. mit Dollars vorlieb nehmen.